



Schulen sind keine Inseln

Unbeirrt hält der Schulminister daran fest: Schulen seien keine Corona-Hotspots. Aber darum geht es gar nicht

Kriege, Viren und Sport

Die Menschheit kämpft gegen einen unsichtbaren Feind: Warum die richtigen Worte können dabei eine wichtige Rolle spielen können

Expert engagé

Entretien avec Pascal Husting, ancien numéro 2 de Greenpeace, sur les passages de relais en politique

Restitution

Quand le gouvernement tarde solder l'affaire des comptes dormants des juifs apatrides du Luxembourg

« Un programme, c'est comme un voyage »

Entretien avec Corinna Niemeyer, cheffe d'orchestre qui vient d'être nommée Directrice artistique de l'Orchestre de chambre du Luxembourg

SUPPLÉMENT RECHERCHE

Die großen Fragen

Eine achtseitige Beilage zur Forschung in Luxemburg

Photo : Sven Becker



Unsere Schulen sind keine Inseln

Ines Kurschat

Unverdrossen hält der Bildungsminister daran fest: Schulen seien keine Corona-Hotspots. Aber darum geht es gar nicht (mehr)

Es war ein ungewöhnliches Angebot, dass der Bildungsminister während der Pressekonferenz am vergangenen Freitag den anwesenden Journalisten machte: Wer wolle, könne die Corona-Daten zu den jeweiligen Schulen einsehen. Er wolle nur „kein Ranking“ und keine Namen der Schulen nennen, so Claude Meisch, um Stigmatisierung oder Schlagzeilen einzelner zu vermeiden.

Das *Land* ließ sich das nicht zweimal sagen und traf sich am Montag, zusammen mit der Bildungsredakteurin vom *Luxemburger Wort*, mit Pressereferentin Myriam Bamberg und dem Zuständigen für die Corona-Statistiken, Andrew Hoffmann, im großen Sitzungssaal im Ministerium in der Rue Aldringen nahe der ehemaligen Post. Neugierig waren die Journalistinnen unter anderem darauf: Die Wochenberichte zu den Corona-Fällen an Grund- und Sekundarschulen enthalten bisher nur die absoluten Zahlen zu den wöchentlichen Neuinfektionen und erlauben keinen Einblick über den Verlauf und die Entwicklung von Infektionen an einer bestimmten Schule oder in einer Klasse.

Entweder ist der Corona-Wochenbericht zu den Schulen falsch und unvollständig, oder die dem Land vorgelegte Statistik ist fehlerhaft

Der Minister hatte in seinem 35-seitigen vorvergangenen Freitag vorgelegten Analysebericht *Zur Situation von Covid-19 in den Schulen* zwei von insgesamt 37 Lyzeen im Land herausgegriffen: Ein „gemischtes“ im Süden mit *Classique* und *Générale*-Klassen und rund 1 600 Schüler/innen, an dem die Eindämmung des Virus durch rasches Durchgreifen mittels Quarantäne gelungen sei, und ein weiteres gemischtes in der Hauptstadt, ebenfalls mit 1 600 Schüler/innen, wo sich zwei weitere Schüler ansteckten, bevor das Virus gestoppt werden konnte. Man habe die Schulen ausgesucht, um transparent zu sein, hieß es.

Was die beiden Beispiele aber nicht erlaubten, war nachzuvollziehen, wie häufig es den Schulen insgesamt gelang, das Coronavirus einzugrenzen, und warum. Auch war nicht klar ersichtlich, wie viele Schüler/innen in der Woche im Vergleich zur Normalbevölkerung getestet wurden.

Die Daten, die das *Land* einsehen konnte, die der Beamte auf die Leinwand projizierte (blaue Balken pro Schule und Fall), zeigten für die vorvergangene Woche, zwischen dem 9. und 15. November insgesamt elf Sekundarschulklassen im sogenannten vierten Szenario. Je nach Klasse lag die Zahl der Covid-19 positiv getesteten Lehrer und Schüler zwischen drei und sieben Personen. Das *Land* hat einen *Screenshot* davon. Im Gegensatz dazu hält der am Mittwoch vom Ministerium verschickte Wochenbericht über

Auch wenn Schutzauflagen besser eingehalten werden: Schulen sind nicht abgeschottet von der Gesamtgesellschaft



denselben Zeitraum fest, es seien keine neuen Infektionsketten aufgetreten, weder an den Sekundar- noch an den Grundschulen. Was zwei Schlüsse nahelegt: Entweder ist der aktuelle Wochenbericht falsch und unvollständig, oder die den Journalistinnen vorgelegte Statistik ist fehlerhaft. Beides stärkt nicht gerade das Vertrauen in die beschwichtigende ministerielle Corona-Berichterstattung.

Am Mittwoch hatte das *Land* zudem eine anonyme Mitteilung mit dem Hinweis erhalten, in der Gemeinde Steinsel seien an einer Grundschule von vier Zyklen drei komplett geschlossen worden, zusammen 24 Klassen, wie *RTL-Radio* etwas später meldete. Hintergrund waren acht Lehrer und zwei Schüler, die positiv auf das Sars-CoV-2-Virus getestet worden waren. Ob das Virus in der Schule weitergestreut wurde, ist unklar. Weil nicht mehr ausreichend Lehrpersonal vorhanden war, um nach Plan zu unterrichten, waren insgesamt 375 Kinder und 37 Lehrer präventiv nach Hause in Quarantäne geschickt worden.

Steinsel ist kein Einzelfall: Die Corona-Datenlage, die sich dem *Land* im Ministerium präsentierte, belegt im Zeitverlauf seit der *Rentrée* Mitte September für viele Grundschulen eine Verdopplung, wenn nicht gar eine Vervielfachung der positiven Fälle. Offensichtlich zirkuliert das gefährliche Virus heftiger als zuvor – was nicht erstaunt, betrachtet man den Verlauf der Neuinfektionen in der Gesamtbevölkerung, die, wie Staatsminister Xavier Bettel am Dienstag einräumte, „auf hohem Niveau“ gehalten werden konnten, aber immer noch enorm hoch waren mit bis Mittwoch über 500 neuen Fällen täglich.

Was sich aus den Schul-Corona-Daten allerdings weiterhin nicht ablesen lässt, ist, wie sich die Infektionen in den Schulen und die damit verbundenen Szenarien über den Wochenverlauf hinaus entwickeln: So liegen dem *Land* Berichte vor, wonach eine Grundschule im Norden binnen 14 Tagen zunächst zwei Fälle, dann drei und mit der Lehrerin sogar vier positive Fälle verzeichnete. Ist das eine Infektionskette, wie sie das Bildungsministerium definiert? Trotz politischer Versprechen auf Besserung und mobilen Test-Teams für die Schulen warten immer noch Eltern von Kindern, in deren Klasse ein positiver Fall aufgetreten ist, mehr als sechs Tage auf ein amtliches Testrezept.

Die mittlere Inkubationszeit beträgt zwischen fünf und sechs Tagen: Ein Virus kann eine ganze Zeit in einer Klasse streuen, wird er nicht rechtzeitig entdeckt. Weil die Wochenberichte nur absolute Zahlen enthalten, und diese zudem nicht nach Schulen und Klassen aufgeschlüsselt, lässt sich beispielsweise nicht nachvollziehen, ob und wie viele Schulen, die zunächst im Szenario 2 mit zwei Fällen pro Klasse eingestuft wurden, über die Zeit ins Szenario 3 oder sogar 4 wechseln. Leider konnte diese Kenntnislücke mit der exklusiven Dateneinsicht nicht geschlossen werden: Mit der Erweiterung des Stufenmodells um ein viertes Szenario seien die Daten über den Verlauf nicht mehr ohne Weiteres vergleichbar, erklärte Andrew Hoffmann.

Noch etwas fiel auf: Die Corona-Datenbank des Schulministeriums besteht aus vielen Excel-Tabellen und Diagrammen mit aggregierten absoluten Zahlen, die wenig Details und Aufschluss über den Schulzweig einer Schule, wo ein Fall aufgetreten ist, hinaus erlauben. Zwar werden die Daten laut Ministerium regelmäßig aktualisiert, sobald neue Informationen von den Gesundheitsbehörden respektive den Schul- und Regionaldirektionen gemeldet werden, aber zumindest die Diagramme, die das *Land* vorgelegt bekam, lieferten über die Klasse, Namen und Typ der Schule hinaus keine zusätzlichen Informationen, etwa zum Schulprofil, zur Region oder anderen Aspekten.

So war nicht zu klären, ob es Schulen gibt, die wiederholt durch eine Vielzahl Covid-19-Positiver auffallen. Das ist

nicht unwichtig, so ließe sich Ursachenforschung über das reine *Contact Tracing* hinaus betreiben. Denkbar wäre zum Beispiel, dass eine schlechte Belüftung in einer Schule oder einem Klassensaal eine Verbreitung der Aerosole und somit des Virus erleichtert. Ob über Umkleidekabinen ohne Fenster im Keller, in denen Schüler sich auf wenige Quadratmeter zusammengepfert für den Sportunterricht umziehen oder nicht zu öffnende Fenster. Auch existieren alte Schulgebäude, in denen sich Schüler und Lehrer in Schlangen aufstellen müssen, um ihr Mittagessen zu erhalten, weil der Raum kein Abstandnehmen erlaubt. Ein Ansteckungsweg, das belegen Studien, ist über die Atemluft: Der Musik- und der Sportunterricht, wo gesungen oder verstärkt ein- und ausgeatmet wird, oder Kantinen, wo Schüler ohne Masken beieinander sitzen, sind potenzielle Corona-Übertragungsorte. Aus den Daten des Ministeriums ist dazu nichts zu erfahren.

Auf Nachfrage der Journalistinnen erklärte Andrew Hoffmann wohl, dass aus der Koordinationsgruppe im Ministerium regelmäßig Beamte in jene Schulen gehen, aus denen Infektionsketten gemeldet wurden, um dort gemeinsam mit den Direktionen zu schauen, welche zusätzlichen Schutzmaßnahmen nötig sind. Ab dem Szenario 3 schaue man sich die Schule „im Detail an“, beteuerte Hoffmann. Leider konnten aber weder er noch die Pressereferentin Erläuterungen zu diesen Kontrollvisiten geben.

Die gezeigten Excel-Daten unterscheiden nicht nach Schüler/innen oder Lehrkräften, die Ausgangspunkt einer Ansteckungsreihe in einer Klasse waren, und jenen, die erst durch das Testen der gesamten Klasse aufgespürt wurden. Zur Erinnerung: Laut Stufenmodell wird ein positiv getesteter Schüler oder Lehrer in Quarantäne geschickt und die Mitschüler/innen werden sodann ebenfalls getestet. Die so entdeckten Infektionen müssen aber nichts mit dem ersten Verdachtsfall zu tun gehabt haben; die Jugendlichen könnten sich auch in der Familie oder Freizeit angesteckt haben. Es ist Aufgabe des *Tracing*-Teams den Ansteckungsweg herauszufinden; das kann auch schon mal einige Tage dauern. Laut Gesundheitsinspektion können aber weiterhin bis zu 40 Prozent der Infektionen keiner Quelle zugeordnet werden. Diese Daten könnten Aufschluss geben über ein zweites Phänomen, das Wissenschaftler/innen Kopfzerbrechen bereitet: die Dunkelziffer. Viele Covid-19-positive Kinder zeigen keine oder nur milde Symptome, fallen daher nicht auf und können so unbemerkt das Virus weitertragen. Wie groß diese Dunkelziffer ist, ist auch der zweiten Corona-Schulanalyse nicht zu entnehmen. Bisher existieren in Luxemburg diesbezüglich weder zu den Erwachsenen noch zu den Kindern verlässliche Schätzungen.

Einer Antikörper-Studie in München zufolge hatten während der ersten Welle von 5 300 Menschen 1,8 Prozent Antikörper gegen das Sars-CoV-2 Virus entwickelt. Damit lag der Anteil der Menschen mit nachgewiesenen Antikörpern etwa viermal so hoch wie der Anteil der bis dahin offiziell registrierten Covid-19-Fälle in der bayrischen Landeshauptstadt. Eine Gurgeltest-Studie eines Konsortiums der Universität Wien, der Medizinischen Hochschulen Graz und Innsbruck sowie der Medizinischen Fakultät in Linz fand bei 10 400 Schüler/innen und Lehrer/innen 0,4 Prozent Covid-positive Schüler und Lehrer. Kinder unter zehn Jahren waren genauso häufig infiziert wie die älteren. Insofern scheint etwas dran zu sein an den Zweifeln, die das *Land* von Anfang an (24.04.20; 30.10.20) gegenüber Meichs Behauptung äußerte, es gebe kaum Ansteckungen innerhalb der Schulen: Dass viele asymptomatische Kinder möglicherweise nicht erfasst werden und deshalb Vorsicht geboten ist gegenüber allzu optimistischen wie auch pessimistischen Zahlen-Interpretationen.

Die österreichische Studie ergab noch etwas: An Schulen mit hoher oder sehr hoher sozialer Benachteiligung war

„An den Schulen findet relevantes Infektionsgeschehen statt und dieses wird auch aus den Schulen in die Familien getragen.“ – Michael Wagner, Koordinator der Wiener Studie zur Corona-Dunkelziffer an Österreichs Schulen

die Ansteckungshäufigkeit mit 0,81 Prozent Prävalenz deutlich höher als an Schulen mit geringer oder moderater sozialer Benachteiligung (0,23 Prozent). Das heißt, die Wahrscheinlichkeit, eine Covid-19-positive Person an einer Brennpunktschule anzutreffen, lag 3,5 Mal höher. Die Daten stammen von Anfang Oktober, also noch bevor die Infektionen in Österreich neue Rekordhöhen erreichten. Studienkoordinator Michael Wagner von der Uni Wien sagte gegenüber der österreichischen Zeitung *Standard*: „Bitte hören wir auf mit der Diskussion, die Kinder unter zehn Jahren würden keine Rolle spielen. An den Schulen findet relevantes Infektionsgeschehen statt und dieses wird auch aus den Schulen in die Familien getragen.“ Wagners Forderung lautet daher: „Symptomatische Kinder, die ja viele Kontakte in der Schule haben, muss man unabhängig vom Alter genauso testen wie andere Altersgruppen.“ In Luxemburg ist das nicht der Fall: Jüngere Kinder werden deutlich seltener getestet als Jugendliche, wie eine Grafik in der ministeriellen Corona-Analyse zeigt, die übrigens auf Datensätzen der Gesundheitsinspektion beruht, aber die-

Erweitertes Stufenmodell

Auf der Pressekonferenz am 12. November kündigte Bildungsminister Claude Meisch einen um ein Szenario erweiterten Stufenplan an: Statt wie bisher drei soll es künftig vier Szenarien zur Einordnung von Covid-19-Fällen an Schulen geben, dies nach Kritik unter anderem des *Land*, das bisherige zweite Szenario (maximal zwei Fälle in einer Klasse mit uneindeutigem Übertragungsweg oder wahrscheinlich außerhalb der Klasse) sei nicht präzise genug. Die neuen gültigen Szenarien sind:

Szenario 1: Ein isolierter Fall in einer Klasse, bei dem die Ansteckungsquelle außerhalb der Schule liegt.

Szenario 2: Zwei positiv getestete Fälle in einer Klasse ohne Unterscheidung nach der Ansteckungsquelle. Eine Infektion zwischen zwei Schülern oder Lehrern, die enge Beziehungen unterhalten, so dass es nicht möglich ist, mit Sicherheit zu sagen, ob die Ansteckung in der Klasse stattfand.

ses Mal nicht von Wissenschaftlern der Research Taskforce mitgeschrieben wurde. Die hätten so selbstsichere Sätze wie „L'école (...) est moins touchée par le coronavirus que les autres secteurs de la société“ (S.16) vermutlich so nicht geschrieben. Aus der Analyse und den Berichten ausgeklammert bleiben übrigens weiterhin Angaben zum Infektionsgeschehen in den Kindergärten und -krippen, obwohl diese Woche rund 1 500 Eltern Meisch in einem offenen Brief aufforderten, auch diese Daten offenzulegen. Sie verlangen neben nach Schulen und Kindergärten aufgeschlüsselten Infektionszahlen zusätzliche Maßnahmen, wie eine Maskenpflicht für alle Kinder ab sechs Jahren, klare Vorgaben zur Belüftung, mehr Aktivitäten draußen sowie häufigeres Testen des Betreuungs- und Schulpersonals.

Minister Meisch will indes auf seinen Corona-Stufenplan, den er als „einzigartig in Europa“ anpreist, weiterhin nichts kommen lassen, obwohl sich mit jedem weiteren Tag vor allem eine Gewissheit bestätigt: dass nämlich das Infektionsgeschehen in der Schule nicht losgelöst betrachtet werden kann von dem in der Gesamtbevölkerung. Die jüngsten Fälle in Steinsel beweisen es. Selbst wenn, wie bereits kolportiert wird, die dortigen Lehrer/innen auch privat Kontakt hatten und die Ansteckungen nicht im Schulgebäude selbst stattgefunden hätten, ist diese Unterscheidung letztlich irrelevant: Die Schulen sind keine Inseln, die losgelöst von der Restgesellschaft stehen, sondern Schüler gehen nach Hause, Lehrer treffen sich zur Teambesprechung oder zum Umtrunk nach der Arbeit – und geben so das Virus weiter.

Am Dienstag folgte denn auch indirekt das Eingeständnis, dass die bisherige Strategie des Hinhaltens und Abwartens nicht fruchtet und inzwischen sogar die Gesundheitsversorgung an ihr Limit bringt: Sollten die Neuinfektionen weiterhin so hoch bleiben, schloss Staatsminister Xavier Bettel (DP) weiterreichende Maßnahmen nicht länger aus und kündigte zudem Änderungen für die Schulen und Kindergärten an: Die Rückkehr zu A- und B-Gruppen, also zum teilweisen Fernunterricht in Abwechslung mit Präsenzunterricht, auf der Sekundarstufe sei in Vorbereitung, die Besucherzahl der Schulkantinen soll weiter gesenkt werden, um so das Übertragungsrisiko zu drosseln. Stand der Neuinfektionen am Mittwoch: Bei 14 247 durchgeführten Tests waren 891 positiv, zudem gab es acht weitere Corona-Tote zu vermeiden. ●

Enge Flure ohne Fenster, schlecht belüftete Klassen, Umkleidekabinen im Keller bieten ideale Bedingungen für eine Ansteckung



LEITARTIKEL

Methode Meisch

Ines Kurschat

Nun ist der DP-Bildungsminister also doch zurückgerudert. Claude Meisch hat den umstrittenen Gesetzentwurf, der die Einstellungskriterien für Direktionsposten an spezialisierten Schulen neu festlegt und über den am Mittwoch in der *Chamber* abgestimmt werden sollte, zurückgezogen. Vorerst. Man wolle in Ruhe diskutieren, zu einem „konstruktiven Dialog zurückkehren“, hieß es in der am Montag versendeten ministeriellen Presseerklärung.

Das Gesprächsangebot zur Güte ist scheinheilig: Denn den Dialog verlassen oder besser: gar nicht erst zugelassen hatte der Minister selbst und nicht etwa diejenigen, die gegen den Entwurf Sturm liefen. Das wurden zum Schluss immer mehr: die Lehrgewerkschaften Feduse und SEW, die Beamtengewerkschaft CGFP. Aber auch die Oppositionsparteien stimmten im zuständigen parlamentarischen Schulausschuss geschlossen gegen den Schlussbericht. CSV-Fraktionschefin Martine Hansen, Ex-Direktorin der Ackerbauschule, nahm auf einer Pressekonferenz am Montag kein Blatt vor den Mund, sprach vom „Durchpeitschen“. Dass ein Schuldirektor künftig nicht alle drei Amtssprachen beherrschen, keinen Master vorweisen und keine Kenntnisse des Schulsystems oder pädagogische Erfahrung haben müsse, sei mit ihrer Partei nicht zu machen.

Eingehend diskutieren können hätte Meisch seine Pläne von Anfang an. Dazu hätte er nur den Entwurf nicht, wie geschehen, still und leise in den Sommerferien während der Corona-Pandemie dem Parlament vorlegen müssen, sondern den Text ganz offiziell den Schulakteuren vorher zusenden können. Das hat er nicht getan und dies aus gutem Grund: Dass die Schulleitungen aufgemacht werden für Bewerbungen aus der Wirtschaft, ist Programm und steht so bereits im Gesetz zum Schulobservatorium; dieselbe Öffnung sieht der Entwurf zur Rekrutierung künftiger Leitungen der Abteilung für die Koordinierung der pädagogischen und technologischen Forschung und Innovation (Script), des Lehrerweiterbildungszentrums Ifen und des Informatikzentrums CTIE vor. Sie prägt derselbe Geist der Liberalisierung: Zentrale Bereiche des Bildungswesens, die zuvor Beamten vorbehalten waren, werden für die Privatwirtschaft geöffnet. Das muss nicht per se schlecht sein, aber die unhaltbare Begründung, aus Mangel an Bewerbern die Öffnung vorzunehmen sowie die Schlechterstellung von Beamten (bei Bewerbern aus der Wirtschaft reicht ein Bachelor oder Meisterbrief, Staatsbeamte und Staatsangestellte, die sich bewerben wollen, müssen in der A-Karriere sein) setzen Meisch dem Verdacht aus, hier könnte es sich um eine Gefälligkeit für Parteifreunde oder treue Beamte handeln, denen der Minister mit einem lukrativen Posten die letzten Berufsjahre versüßen wolle. Auffällig war zudem, dass der Text so schnell verabschiedet werden sollte und die Stelle des im Dezember scheidenden Direktors der Erzieherschule bislang nicht ausgeschrieben ist.

Es nützt auch nichts, dass der Minister beteuert, sein Entwurf sei auf die vier spezialisierten Schulen, die Erzieherschule in Mersch, die Ackerbauschule in Ettelbrück, die Krankenpflegeschule in Luxemburg-Stadt und die Hotelschule in Diekirch, beschränkt: Im Motivenbericht steht klipp und klar, die Regelung könne auch auf weitere Schulen ausgedehnt werden. Dass das aller Voraussicht nach nicht geschieht, ist als Zugeständnis zu werten an die mächtige Beamtengewerkschaft CGFP, die am Dienstag kategorisch gegen das Vorhaben Stellung bezog. Auch dem roten Koalitionspartner soll die mögliche Ausweitung auf andere Schulen nicht gepasst haben: intern verständigte man sich offenbar darauf, den Passus aus dem Motivenbericht zu streichen. Intern wohlgemerkt, denn nach außen lässt man den Bildungsminister sein Gesicht wahren.

Dabei weiß inzwischen jede/r, der/die die liberale Bildungspolitik aus der Nähe verfolgt, dass Meischs Masche Methode hat: Betroffene (Schul-)Akteure und ihre Berufsverbände werden bewusst nicht konsultiert oder wenn, dann so spät informiert, dass es ihnen kaum mehr möglich ist, substanzielle Änderungswünsche vorzubringen, geschweige denn eine wirksame Gegenwehr zu organisieren. Dieses Mal ist es ihnen vereint geglückt.

K R A N K E N K A S S E

An die Reserven

Als Visiokonferenz und unter Zuschaltung des Finanzministers tagte am Mittwoch die Krankenkassen-Quadripartite. Weil die CNS ab März mit ihrer 971 Millionen Euro schweren Reserve in der Krankenversicherung allerhand Sonderzahlungen in der Corona-Krise übernehmen konnte – vom Familien-Sonderurlaub bis hin zum Krankengeld ab dem ersten Tag im Privatsektor –, erhält sie das nun nach und nach erstattet. Die Staatskasse überweist ihr in den kommenden vier Jahren insgesamt 386 Millionen Euro. Trotzdem droht nächstes Jahr ein Defizit von 108 Millionen, was jedoch durch einen Griff in die Reserve kompensiert werden kann. Da niemand wissen kann, wie die Seuche weitergeht, rät die Generalinspektion der Sozialversicherung in einem Bericht an die Quadripartite zur Vorsicht mit weiteren Ausgaben. Sozialminister Romain Schneider (LSAP) versicherte nach der Sitzung aber, er stehe zu seinen 2016 und 2017 gemachten Versprechen für Leistungsverbesserungen an die Versicherten in Höhe von insgesamt 25 Millionen im Jahr. Verwirklicht ist davon bisher rund die Hälfte; ab Januar übernimmt die CNS eventuell einen höheren Anteil an den Kosten von Brillengläsern. Aus aktuellem Anlass – der Fachverband der Psychiater erkennt eine Krise in der psychischen Gesundheit – stellte Schneider auch in Aussicht, dass kommendes Jahr die CNS damit beginnen könnte, die Leistungen der immerhin 500 anerkannten Psychotherapeut/innen rückzuerstatten (Foto: Sozialministerium). pf

P O L I T I K

Fünf Hebel

Im Moment sieht die Handelskammer ihrem früheren Direktor Pierre Gramegna noch nach, dass er in seiner *Budgetsried* „ideologische Austerität“ von sich gewiesen hatte. Die Regierung lobt sie in ihrer Stellungnahme zum Haushaltsentwurf 2021 für die Entscheidung, die Investitionen hochzuhalten. Sie verlangt aber auch, „fünf Hebel“ zu betätigen, um zu einem „raschen und nachhaltigen Aufschwung“ zu gelangen, wenn die Seuche bezwungen ist. Darunter mehr tun für Digitalisierung, Diversifizierung und Innovationen. Die Handelskammer bedauert, dass von einer Senkung der Körperschaftsteuer vorerst keine Rede mehr ist. Und sie weist den Finanzminister dezent darauf hin, dass der Haushaltsrahmen „transparenter“ werden müsse und damit 2014 eigentlich schon begonnen worden sei. Das war die Zeit als, Pierre Gramegna eine „kopernikanische Wende“ in der Haushaltspolitik versprochen hatte. pf

Blog



P O L I T I K



„Corona-Brutkasten“

Ein Gesetzentwurf, der schon im Parlament und *pour avis* beim Staatsrat liegt, obwohl erst am Montag abschließend politisch entschieden wird, ob dieser Text je in der Kammer zur Abstimmung kommen soll: Das ist nur ein Ausdruck für die missliche Lage, in der die Regierung mit ihrer Corona-Politik angekommen ist. Die Mitte Oktober verhängten Maßnahmen mit dem *Zapestreech* um 23 Uhr haben die Infektionszahlen ungefähr stabilisiert, aber auf hohem Niveau. Sehr lange halten das die Kliniken und vor allem das Personal dort nicht mehr durch. Das sagten der Medizinische Direktor des Centre hospitalier du Nord, Paul Wirtgen, am Montag im Radio *100,7* und Philippe Turk, der Klinik-Krisenkoordinator der Gesundheitsministerin, am Mittwoch in *RTL*. Und Jean-Claude Schmit, der Chef des Gesundheitsamts, warnt davor, dass es in der auf hohem Niveau stabilen Lage zu neuen Ausbrüchen kommt. Mit seiner vergleichsweise liberalen, aber auch wenig kohärenten Politik fällt Luxemburg im Ausland mehr und mehr auf. Vor allem wegen der Liberalität: Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* nannte das Großherzogtum am Dienstag einen „Corona-Brutkasten“, obwohl Deutschlands Politik ebenfalls *business friendly* sein will und seine Covid-Statistik immer unerfreulicher wird. Am Dienstag erklärte Premier Xavier Bettel (DP), Montag kommender Woche würden weitere Beschränkungen verabschiedet, falls die Neuinfektionen nicht auf 500 Fälle pro Tag sinken. Mit dem

schon deponierten Gesetzentwurf kann er damit winken, was das wäre: Schließung von Gastronomie und Kulturstätten, Schulbetrieb wieder im A-B-Verfahren, Sport nur noch für Profis und maximal zwei Gäste zu Hause. Dass die Zahlen so schnell sinken, ist wenig wahrscheinlich: Am Dienstag markierten 891 Neuinfektionen einen neuen Rekord. Die jüngste Analyse von Sars-CoV-2-RNA im Abwasser – ein Frühindikator – ergab eine „prévalence encore très élevée“. So dass am Montag die Abgeordneten beschließen dürften, wie die Weihnachtsfeiertage gerettet werden könnten, statt dann alle Leute einsperren zu müssen. Nach der Regierungsratssitzung heute Vormittag ist für 14 Uhr ein Pressebriefing des Premiers anberaumt (Foto: sb). pf

W O H N U N G S B A U

Mieterhöhung

Was LSAP-Sozialminister Romain Schneider im September 2017 gemeinsam mit dem damaligen DP-Wohnungsbauminister Marc Hansen ankündigte, sollte ein Pilotprojekt sein: Der Kompensationsfonds (FDC) der Pensionskasse werde dem Fonds du Logement 23 Wohnungen abkaufen, die der in der Siedlung Kräizerberg in Grevenmacher werde bauen lassen. Anschließend vermiete der Fonds sie „à coût modéré“, dann aber nicht als Besitzer, sondern als eine Art Verwalter, ähnlich wie die Agence immobilière sociale das macht. Die Miete pro Quadratmeter werde, so hieß es damals, zehn Euro betragen. Diese Woche gaben Schneider und der aktuelle Wohnungsbauminister Henri Kox (Grüne) bekannt, dass die Wohnungen gebaut und die Transaktion zwischen dem Rentenfonds und dem Wohnungsbaufonds vollzogen sei. Laut der von beiden Ministerien verbreiteten Pressemitteilung soll die Miete aber nicht zehn, sondern neun bis 15 Euro pro Quadratmeter betragen. Was einer Erhöhung zumindest in manchen der 23 Wohnungen

um 50 Prozent gegenüber dem vor drei Jahren Versprochenen entspricht. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass „zehn bis zwölf Euro“ pro Quadratmeter im Wahlkampf 2018 von allen großen Parteien als Preis für ein „Segment“ genannt wurden, dass unbedingt geschaffen werden müsse, zwischen dem freien Markt und den Sozialwohnungen. In der zweiten DP-LSAP-Grüne-Koalition galt diese Preisspanne bislang auch. Eine Anfrage des *Land*, ob sich daran etwas geändert hat, wurde bis Redaktionsschluss nicht beantwortet. pf

T R A N S P O R T



Wenn die Tram kommt

Ab 13. Dezember fährt die Tram in Luxemburg-Stadt durchgängig von der Luxexpo bis zum Hauptbahnhof, Fahrzeit je 24 Minuten. Dann würden 1 700 Busse weniger pro Tag das Stadtzentrum durchqueren, erklärte Mobilitätsminister François Bausch (Grüne) gestern auf einer Pressekonferenz mit dem Hauptstadt-Schöfferrat. Das Busnetz wird dazu im großen Stil reorganisiert, nicht nur das des *Stater* Busbetriebs, sondern auch der Überlandverkehr. Der Busbahnhof am Hauptbahnhof wird abgeschafft. Der Busverkehr über die Passerelle wird reduziert, da die Tram Verbindungen zum Kirchberg übernimmt. Zwischen wichtigen Stadtvierteln von Luxemburg-Stadt und dem Bahnhof und der Oberstadt bleiben Direktverbindungen per Bus bestehen. Details stehen auf allen einschlägigen Internetseiten zum öffentlichen Transport. pf

I N S T I T U T I O N E N

Anwalt des Staates

Der Staatsrat beanstandet in seinem Gutachten zum Justiz-Kapitel in der Verfassungsreform, dass dort die Unabhängigkeit der Staatsanwaltschaften vom Justizminister nicht mehr vorgesehen ist. Der parlamentarische Ausschuss für die Institutionen und die Verfassungsreform hatte diesen Passus, der 2018 noch Konsens gefunden hatte, auf Betreiben der CSV wieder entfernt. pf

G E S E L L S C H A F T

Abschlussbericht

184 Seiten lang ist der Abschlussbericht des scheidenden Kinderrechtsbeauftragten René Schlechter und seines Teams. Er umfasst so ziemlich alle Themenbereiche, in denen der Ombudsman für Kanner a Jugendlecher, Okaju (früher ORK), in den acht Jahren Amtszeit tätig geworden ist: Dazu gehören die (mehr schlecht als recht durchgesetzten) Rechte von unbegleiteten Flüchtlingskindern, ebenso wie das neue Scheidungsrecht oder die Jugendschutzreform, die weiter auf sich warten lässt. Kinder mit Behinderungen, die gesundheitliche Versorgung, aber auch die Beteiligungsrechte von Kindern und Jugendlichen sind weitere Anliegen gewesen. Schlechters Bilanz kann sich insofern sehen lassen, als es ihm gelungen ist, endlich das Amt zu stärken: In neuen Räumen mit mehr Personal, höherem Budget und hoffentlich größerer Durchschlagskraft beginnt ab 2021 ein neues Kapitel: Schlechter geht in Rente, ein/e Nachfolger/in wird noch gesucht. *Land*-Informationen nach sind vier Kandidat/innen mit sehr unterschiedlichen Profilen im Rennen. ik

Kriege, Viren und Sport

Misch Pautsch

Die Menschheit kämpft gegen einen unsichtbaren Feind: Warum die richtigen Worte dabei eine wichtige Rolle spielen können



Xavier Bettel hat in seinem Tweet alle Luxemburger zu Marathonläufern gemacht

Wie denken Sie über den Umgang mit dem Coronavirus nach? Nicht: „Was denken Sie über die konkreten Maßnahmen oder Entscheidungsträger“, sondern ganz spezifisch: „Wie denken Sie über das Virus und die Maßnahmen nach, wie konzeptualisieren Sie die Situation?“ Mit welchen Worten, in welchen Gedankenbildern? Welche Form nimmt diese abstrakte Idee des Virus in ihren Gedanken an? Sie können sich ein paar Assoziationen an den Rand des Artikels schreiben, bevor Sie weiterlesen.

Denken sie instinktiv eher an das von Emmanuel Macron immer wieder wiederholte Bild der „guerre sanitaire“? Sind Sie eher in der Schule Angela Merksels? Die weniger martialisch von einer „schweren Prüfung“ spricht, in der wir „lernfähig bleiben“ müssten und in der „geteiltes Wissen“ erlaube, diese „historische Aufgabe“ zu bewältigen? Eventuell wandern die Gedanken zu Xavier Bettels unlängst getweetetem kollektiven „Marathon“, mit steilen Bergen und Verschnaufpausen, den „Anstrengungen“ und dem „Durchhalten“. In der Pressekonferenz vergangenen Dienstag sprach LSAP-Gesundheitsministerin Paulette Lenert von einem Virus, „das nicht müde wird, sich zu verbreiten“, das noch „seine ganze Energie“ habe und sich „seinen Weg extrem schnell durch die Gesellschaft“, sich „weiterbewegt“ und „seinen Tribut fordert“.

Sprachbilder. Das Coronavirus kann selbstverständlich weder eine Armee mobilisieren, Prüfungen erstellen, noch Marathonläufer verfolgen oder aktiv auf der Pirsch sein. Solche Metaphorik ist aber nicht nur in politischen Reden, sondern auch in der Alltagssprache allgegenwärtig. Genau deshalb wird sie oft überhört — und fließt gleichzeitig unbewusst in das Entscheidungsverhalten des Zuhörers ein.

Nur Metaphern? Diese Formulierungen sind mehr als rhetorischer Schmuck, sondern selbst ein wichtiger Teil der Nachricht: Eine gut – oder schlecht – gewählte Metapher kann das Zünglein an der Wage sein, wenn es darum geht, einem Zuhörer ein Weltbild zu suggerieren und damit einhergehende Schlüsse, bis hin zu Vorstellungen darüber, wie ein Problem zu lösen sei. Um die Reichweite der sprachlichen Ausdrücke zu verdeutlichen, ist ein kurzer Exkurs nach Stanford nötig, in die Welt der Erforschung des sprachlichen *framing* – der Gedankenwelt, die durch Wortwahl geöffnet werden kann. In Standardform werden Testpersonen mit einer ähnlichen Frage konfrontiert, wie aktuell die gesamte Gesellschaft: „Was sind die nötigen Schritte, um einer akuten Gefahr entgegenzutreten?“ In dem untersuchten Beispiel war diese Gefahr eine in einer fiktiven Stadt alarmierend steigende Kriminalitätsrate, vorgestellt in einem gleichermaßen fiktiven Zeitungsartikel. Was tun, um der Kriminalität entgegenzuwirken? Grundsätzlich sind auf zweierlei Weise: präventiv oder punitiv. Sind als härteres Durchgreifen der Polizei und strengere Strafen

nötig, oder Maßnahmen, die den sozialen und ökonomischen Hintergründen von Kriminalität systematisch entgegenwirken? Oder beides? Die Antwort hängt von einem komplexen Geflecht sozialer, politischer und moralischer Vorstellungen ab. Und anscheinend von der Metapher, mit der über das Thema geredet wird, legen die Forscher/innen nahe.

Gedankenrahmen Den Testpersonen in dem Versuch wurden in zwei ähnlichen Zeitungsartikeln identische Zahlen vorgelegt, die aber durch zwei Sätze leicht unterschiedlich „geframed“ wurden: Einmal war die Rede von Kriminalität als „wildem Biest, das Jagd macht und auf der Pirsch ist“, und einmal von Kriminalität als „Virus, das die Stadt befallen hat“ und eine „Plage“ für die Einwohner sei. Je nachdem welche Metapher verwendet wurde, um über das Problem zu sprechen, wurden signifikant unterschiedliche Schlüsse gezogen: Jene Personen, die über die Kriminalität als Raubtier informiert worden waren, sprachen sich eher für härtere Strafen aus als die Mitglieder der Gruppe, denen von einem „Virus“ berichtet worden war. Diese Gruppe war vergleichsweise stärker an sozialer Reform interessiert. Generell überweg die Präferenz für härtere Strafen bei allen, aber die Virus-Metapher hatte eindeutig dazu bewogen – und das trotz der gleichen Zahlen –, das Problem eher präventiv an der Wurzel zu packen, statt nachher zu strafen. Wieso?

Framing öffnet Gedankenwelten Eine mögliche Erklärung der Forscher: Auch Ausdrücke, die „nur“ Metaphern sind, eröffnen Gedankenwelten in unserem Kopf. Ein metaphorisches Raubtier und ein Virus werden vom Gehirn interpretativ verarbeitet wie ein echtes Raubtier und ein echtes Virus. Ein Virus kann jedoch nicht bestraft werden, sondern fordert im Umgang Prävention, systematisches Eindämmen sowie Genesung. Gegen ein aggressives Raubtier sind konkretere Maßnahmen nötig, ein Gewehr etwa. In einem Fall stellt sich eher die Frage nach „kriminellen Raubtieren und dem Umgang mit ihnen, im anderen die Frage nach „Kriminalität“ als Symptom und dem System, das sie hervorbringt oder unterdrückt. Welche Form eine abstrakte Idee einnimmt, und die Assoziationen, die damit verbunden sind, ist für die Art und Weise, wie wir sie angehen, von zentraler Bedeutung.

Dieses Phänomene gehen über das Beantworten abstrakter Fragen hinaus: Personen, die Wörter lesen oder hören, welche Altern beschreiben, bewegen sich danach eine Zeit lang deutlich langsamer, als Leute, die Wörter lesen, die man mit dem Konzept der Jugend verbindet. Texte, in denen Straßen beschrieben werden, die steinig und steil sind, werden deutlich langsamer gelesen als Texte, in denen von einer Schnellstraße die Rede ist, selbst wenn die Worte gleich lang und gleich kompliziert sind. Die richtigen Wörter im richtigen Moment sind also in der Lage, unser Verhalten zumindest grob in eine bestimmte

Richtung zu drücken. Und jedes der Worte, die von Politiker/innen in Ansprachen benutzt werden, so sehr sie sich auch bemühen, spontan zu klingen, kommen direkt von der Goldwaage. Sie verraten nicht nur, wie Politiker/innen und ihre Redenschreiber/innen selbst über die Situation denken, sondern vor allem, wie sie wollen, dass die Zuhörer/innen über die Situation denken. In welcher Gedankenwelt sie die Situation ansiedeln und welche Lösungen damit einhergehen. Der gemeinsame Nenner der oben genannten Metaphern ist der *frame* des Kampfes, des kollektiven Durchhaltens. Während Macrons Kriegs-Metapher – mit dem „unsichtbaren, vorrückenden Gegner“, gegen den eine „Generalmobilmachung“ nötig sei – die unmittelbarste Auslegung dieser Idee ist, scheint sie in allen Reden durch. Marathonläufer/innen und Student/innen müssen ebenfalls Ausdauer und Disziplin beweisen, wollen sie ihre Herausforderungen bestehen.

Die Idee des „Kampfes“ gegen Krankheiten ist weit verbreitet, und gegen keine Krankheit wird so viel, so hart gekämpft wie gegen Krebs. Richard Nixon erklärte Krebs 1971 sogar offiziell den „Krieg“. Diese Metapher hat ihre Kritiker. Sie führt bei Patient/innen nicht nur zu zusätzlichem Stress, sondern stellt sie bei Verschlechterung ihrer gesundheitlichen Situation vor die Frage, ob sie nicht „hart genug gekämpft“ hätten, ob sie mehr hätten tun können. Sie vermittelt Handlungsmacht, wo es manchmal keine mehr gibt; Verantwortung über etwas, was außerhalb der Kontrolle des Menschen liegt. Die Kritik an der Metapher im Kontext der Krebsbehandlung wird im Umkehrschluss zur impliziten Begründung für ihre Benutzung im Diskurs über das Coronavirus. Denn ebendie Verantwortung, die Krebs den Patienten entzieht, spielt beim Eindämmen der Pandemie die zentrale Rolle, wie Entscheidungsträger nicht müde werden zu betonen, explizit und implizit. Macron macht die Franzosen zu Soldaten, Merkel die Deutschen zu Studenten, Bettel die Luxemburger zu Marathonläufern. Gemeinsam ist alle diesen, dass sie ihren Herausforderungen nicht passiv ausgesetzt sind, sondern aktiv auf ein Ziel hinarbeiten. „Das Virus verbreitet sich nicht von alleine, wir sind es, die das ermöglichen – und umgekehrt können wir es auch verhindern“, schreibt Premier Bettel auf *Twitter* und erkennt damit dem Virus jede Entscheidungsmacht ab. Also noch einmal die Frage: Wie denken Sie über das Virus nach, welches Bild zeichnet die kleine Liste am Rand des Artikels? Wieviel Entscheidungsmacht schreiben Sie sich selbst in Ihrer Gedankenwelt zu? Ist das Virus selbst aktiv oder passiv? Sind wir Beutetiere oder Krieger/innen? ●

Welche Entscheidungsmacht schreiben Sie sich selbst zu, wenn es um das Coronavirus geht?

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Der Hofstaat wird verstaatlicht

„Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr“, besang Rainer Maria Rilke melancholisch einen *Herbsttag*. Schenkte die Regierung deshalb Großherzog Henri noch schnell zum Herbstbeginn eine Maison du Grand-Duc?

Im Interesse der Staatsräson und für den Krisenfall muss der Großherzog den Eindruck erwecken, dass er väterlich über den gesellschaftlichen Klassen thront. Zu diesem Zweck verkörpern er und seine Familie eine Klasse *sui generis*: diejenige des Luxemburger Hochadels. Um diese hohe Stellung zu wahren, darf er nicht wie der Regierungschef in einem Bonneweger Reihenhaushaus wohnen: Der Staat spendiert ihm einen Palast in Luxemburg und ein Schloss in Berg.

Deshalb ist die Maison du Grand-Duc kein neues Daheim, sondern die Verwaltung des Staatsoberhauptes. Ihre rechtliche Form bleibt ungeklärt. Die CSV hatte gemeint, dass die Maison du Grand-Duc Beamten beschäftige, also eine staatliche Institution sei. Die könne nur durch ein Gesetz geschaffen werden. Aber ein Gesetz hätte eine öffentliche Debatte im Parlament verlangt, die sich rasch der Amtsführung, dem Nutzen und den Kosten der großherzoglichen Familie zugewandt hätte. Zudem hätte sich erneut gezeigt, dass der Großherzog bloß noch die Unterstützung der klerikalen Rechten von CSV und ADR genießt.

So drängte die Regierung den Großherzog, einen großherzoglichen Erlass zur Schaffung einer Maison du Grand-Duc zu unterschreiben, die er für einen goldenen Käfig hält. Der Hofstaat war bisher staatlich finanziert, aber privat geführt. Seit zwei Jahrhunderten traut das liberale Bürgertum der Monarchie nicht über den Weg, besonders nicht in Geldangelegenheiten, die ihm heilig sind. Mit ihrer Willkür und ihren Kapriolen gaben der Großherzog und die Großherzogin ihm Recht. Legitimiert von 30 774 Wählerstimmen, übernimmt Premier Xavier Bettel die Kontrolle über die Verwaltung des nicht gewählten Staatsoberhauptes. Mit Zwangsverwaltung will er es vor dem politischen Konkurs retten.

Darum hat die Regierung den Hofstaat verstaatlicht. Sie hat aus dem Gefolge des Fürsten Staatsbeamte und Staatsangestellte mit Rechten und

Pflichten gemacht. Auch der Personenschutz wird wieder der Polizei unterstellt. In dem heimlich von ihm aufgezeichneten Gespräch mit seinem Premier Jean-Claude Juncker hatte der damalige Geheimdienstdirektor Marco Mille am 31. Januar 2007 gewarnt: „Et ass e Bëssen esou eng eege Privatarméi. Déi ass jo net kontrolléiert, déi maache wat se wëllen.“

Die Maison du Grand-Duc ist kein Haus, sondern ein goldener Käfig. Wie golden, lässt sich im Staatshaushalt nachrechnen

Über das Budget der Maison du Grand-Duc, die Personalpolitik, die offiziellen Verlautbarungen und das Auseinanderbröseln der Vermögensverhältnisse entscheidet nun letztinstanzlich ein Koordinationsausschuss. Er untersteht paritätisch Jacques Flies, dem Generalsekretär des Regierungsrats, das heißt dem Premierminister, und dessen ehemaliger diplomatischer Beraterin, der Hofmarschallin Yuriko Backes. Seinen informellen Berater Norbert Becker hat der Regierungschef an die Spitze der großherzoglichen Domänenverwaltung gesetzt.

Wie golden der Käfig ist, lässt sich im Staatshaushalt nachrechnen: Das Budget des Staatsministeriums weist für 2020 Ausgaben in Höhe von 10,6 Millionen Euro zugunsten des großherzoglichen Hofes aus. In seinem *Rapport sur l'exécution de ma mission comme Représentant spécial du Premier Ministre auprès de la Cour grand-ducale* (S. 23) hatte Jeannot Waringo Anfang des Jahres die Ausgaben der anderen Ministerien im Interesse des Großherzogs hinzugerechnet und war auf 14,2 Millionen Euro gekommen. Im Haushaltsentwurf für nächstes Jahr sind nun 17,5 Millionen Euro vorgesehen. Das macht eine Steigerung um 3,3 Millionen Euro aus, der Preis von 65 Kilo Gold für den Käfig. ● Romain Hilgert



Der Großherzog am Nationalfeiertag 2015

« Expert engagé »

Interview : Bernard Thomas

Entretien avec Pascal Husting, ancien numéro deux de Greenpeace International, sur les passages de relais en politique



Sven Becker

Pascal Husting a déserté la finance offshore en 1995 pour rejoindre Greenpeace. Ces deux dernières années, il a travaillé comme coordinateur au LSAP

L'Eschois Pascal Husting (59 ans) a suivi un parcours extraordinaire. En 1990, après un début de carrière dans l'Éducation nationale (il a étudié les sports et la philosophie à Cologne), Husting suit une formation complémentaire de réviseur d'entreprise. Il passe cinq ans au cœur de l'industrie financière, avant de s'en extirper et de rejoindre Greenpeace Luxembourg, dont il devient le directeur en 1995. Dans les années 2000 et 2010, il grimpe les échelons au sein de l'ONG : directeur intérim du bureau Méditerranée (Turquie, Israël, Liban et Malte), puis directeur exécutif de Greenpeace France, il devient en 2011 le « n° 2 » de Greenpeace International, dont la centrale est basée à Amsterdam. Pascal Husting, qui s'est forgé une réputation de gestionnaire efficace, apparaît alors comme le successeur probable de Kumi Naidoo, le directeur de l'ONG multinationale. Jusqu'à ce qu'un « shitstorm » médiatique s'abatte sur lui. En juillet 2014, *Le Guardian* révèle que cela fait deux ans que Husting fait des allers-retours hebdomadaires en avion entre Amsterdam et le Grand-Duché, où vivent sa femme et ses deux enfants, alors en bas à âge. Suite au « flying scandal », il reçoit des centaines de mails d'injures et de menaces. Une chaîne de télé néerlandaise campe même devant sa maison à Esch-sur-Alzette pour mener une investigation sur la marque de voiture qu'il conduit (une Fiat). « Cela a constitué une césure dans ma vie. Il n'y a pas un jour où je n'y pense pas. C'est une erreur de jugement que je ne me pardonne pas », dit Husting aujourd'hui. En 2018, il quitte Greenpeace, et se pose de manière permanente au Luxembourg. Lors d'une « visite de courtoisie » qu'il rend à Jean Asselborn en mars 2018, il est recruté comme « campaign manager » du LSAP en vue des législatives qui allaient se tenir seulement six mois plus tard. Après deux ans comme permanent chez le LSAP, il vient de lancer Acidu, une « agence de changement inclusif et durable », qui, pour l'instant, conseille surtout des administrations publiques. Husting, qui se définit comme « expert engagé », rêve d'en faire « une plateforme rassemblant toutes les compétences individuelles progressistes ».

d'Land : *Entre 2011 et 2018, vous étiez le « numéro deux » de Greenpeace International. Vous avez donc dirigé une organisation internationale très professionnelle, très pyramidale aussi. En contraste, un parti politique comme le LSAP, avec ses clivages et ses cliques, devait vous paraître beaucoup plus chaotique, peut-être également plus démocratique ?*

Pascal Husting : Je sais que la structure de Greenpeace est souvent présentée comme hiérarchique. Or, en fait, les processus de *decision finding* sont au cœur de l'organisation. L'aspect pyramidal peut entrer en jeu : par exemple quand un dirigeant doit faire le *legal sign-off* pour une action en mer qui comporte une prise de risque énorme. Mais la culture *bottom-up* reste très prononcée. C'est une approche de travail très méthodique, dominée par les discussions sur les valeurs et les stratégies. Dans un parti politique, c'est un peu l'inverse. Je l'ai vécu dans le contexte de la campagne électorale. En théorie, il existe une structure formelle : un président de parti, un secrétaire général, etc. Mais, dans les faits, ce ne sont pas eux les leaders du processus. Les acteurs sont beaucoup plus flous : les ministres, les députés, les jeunes qui poussent derrière. À partir du moment où tu n'as pas une idéologie forte qui tient tout cela ensemble, tu risques des discussions interminables.

Alors justement : Qu'est-ce qui tient ensemble un parti comme le LSAP ?

Le récit du progressisme a disparu. C'est au mieux un récit réactif, de défense d'acquis. La campagne électorale de 2018 l'a très bien montré. Le LSAP a mis en avant ses trois lignes rouges : l'index, le salaire minimum et les pensions, alors que les gens attendaient des propositions sur le logement, les transports, l'éducation, le climat. C'est également une question de génération. Si des politiciens sont aux manettes depuis trente ans, l'appel au changement sera moins crédible. Cela ne veut pas dire que ces gens-là n'ont plus aucun rôle à jouer. Mais il faut trouver un équilibre avec les nouvelles idées et les per-

sonnes qui les incarnent. Je ne comprends pas pourquoi des politiciens qui ont fait une belle carrière – du moins de leur point de vue – refusent d'entretenir un rapport ouvert avec les jeunes. Un leader qui n'arrive pas à former ses successeurs sera vite oublié par l'histoire. Prenez quelqu'un comme Jean-Claude Juncker : il a complètement raté sa fin de carrière. Il est finalement resté sans disciples, il n'y a personne pour continuer son œuvre. On pourrait poser la même question au sujet de Jean Asselborn : Qui continuera à incarner ce courant de la pensée sociale-démocrate au Luxembourg ?

Paulette Lenert est le nouvel espoir du LSAP. Elle a jusqu'ici été totalement absorbée par la gestion logistique de la pandémie. On ne l'a donc pas du tout entendue sur les questions sociales, environnementales ou de logement. Ce qui soulève la question : Est-elle une socialiste ?

Je pense que c'est une vraie socialiste moderne. Sans tomber dans des foutaises de la femme providentielle qui sauverait le parti. Mais Paulette Lenert est un très bon exemple qu'on n'est pas forcément condamné à suivre la carrière politique classique, celle passant par les *Dëppefester*. La politique est devenue tellement complexe qu'il faut un bon mélange entre militantisme politique et compétences spécifiques. Mais dans les partis politiques luxembourgeois, les notions sur comment accueillir les nouveaux militants et leur permettre de s'engager dans la durée sont très peu développées. Dans la culture organisationnelle des ONG, le concept d'*engagement ladder* est par contre absolument essentiel. Les partis politiques devraient s'en inspirer.

Durant cette pandémie, c'est le ministre du Travail, Dan Kersch, qui semble s'être imposé au sein du parti. Donc quelqu'un de la vieille école.

Dans la situation actuelle c'est précieux d'avoir quelqu'un comme lui, qui ose et sait prendre des décisions. Mais Dan Kersch, qui a mon âge, n'est pas à lui tout seul l'avenir du parti socialiste. À mon avis, Paulette Lenert, Franz Fayot et Taina Boffending peuvent changer la donne, s'ils s'en donnent les moyens. Mais il faut également des jeunes, comme Max Leners [Fondation Robert Krieps] ou Maxime Miltgen [présidente des Femmes socialistes], qui se mettent en avant, qui prennent des risques, qui disent des choses qui ne vont pas plaire et qui vont peut-être même provoquer des tensions. Mais attention : L'idée que ce ne seraient que des gens éparpillées, se mettant en avant individuellement, qui vont changer le parti, je n'y crois pas du tout. Je dis toujours à Max [Leners] : « Tu dois te construire un réseau au sein du parti ». Il y a désormais une demi-douzaine de jeunes au LSAP qui ont commencé à se forger une place et qui, en s'associant, peuvent devenir ce contrepoids, cette nouvelle force dont tous les partis ont besoin.

Pourquoi avoir choisi LSAP ? Aurait-on pu vous retrouver chez Déi Gréng ou Déi Lénk ?

Je suis persuadé que sans LSAP progressiste, il n'y aura pas de majorité progressiste au Luxembourg. Et puis je suis quelqu'un d'assez loyal. Je viens d'une famille de *Schmelzoarbechter*, toute ma famille était encartée soit au parti socialiste soit au parti communiste. Cela a été mon milieu de socialisation. Au sein du mouvement écologiste, j'ai toujours été vu comme un socialiste ; alors qu'au sein du LSAP, j'étais considéré comme un écologiste. Je sais que ce sont là des mots galvaudés, mais sans convergence des luttes environnementales et sociales, aucun progrès n'est imaginable.

Les anciens réflexes productivistes semblent pourtant persister au sein du LSAP.

Ils vont très bientôt se heurter à la réalité physique des choses. Il nous reste trente ans, au grand maximum, pour prévenir la catastrophe climatique. La chute globale des gaz à effet de serre, qui a été provoquée par la gigantesque crise économique en conséquence à la pandémie, se situera autour de cinq-six pour cent en 2020. Or, d'après la feuille de route esquissée par l'Accord de Paris, c'est précisément la baisse qu'il nous faudra chaque année, et ceci jusqu'en 2050. Je me rappelle une époque où Greenpeace était mal vue des autres ONG à cause de notre critique du tourisme à la pompe. Pour nous, c'était le verrou à faire sauter pour avoir une politique climatique cohérente, alors que les autres ONG estimaient qu'il fallait d'abord changer les comportements des résidents. Aujourd'hui, les experts nous disent que 75 pour cent de l'effort climatique doit être réalisé par l'État, par les normes, par le droit. Et seulement 25 pour cent par le changement des comportements individuels. La seule injonction morale du « commencer par soi » ne tient donc pas la route. Il faut des changements d'une telle envergure que seuls des États forts seront capables de faire.

Je voulais digresser un peu et parler de votre passage par l'industrie offshore luxembourgeoise. Entre 1990 et 1995, vous travailliez dans un cabinet d'audit. Comment caractériseriez le milieu à l'époque ?

C'était un milieu glauque. Les gens étaient complètement conscients qu'ils étaient en-dehors de la loi. Pas forcément au

sein des Big Six [les Big Four avant la fusion de Price Waterhouse avec Coopers & Lybrand et la chute d'Arthur Andersen], puisque les grands cabinets d'audit avaient déjà mis en place des *compliance officers*. Mais entre petits cabinets on se battait pour ramasser les miettes. Du coup, on n'était pas du tout regardants. Je me rappelle les Russes et Polonais qui, après la chute du Mur, débarquaient avec des valises pleines de dollars. On comptait l'argent, puis on le mettait dans la branche trust d'une grande banque luxembourgeoise. Dès que je trouvais des articles incriminants dans la presse, je me faisais un malin plaisir de les découper et de les déposer, tôt le matin, dans la salle de réunion. À un moment, je me suis dit : Il faut que tu te sauves, il faut que tu te preserves.

« Je ne comprends pas pourquoi des politiciens qui ont fait une belle carrière refusent d'entretenir un rapport ouvert avec les jeunes »

Vous avez donc découvert très tôt un monde offshore qui restait inconnu à la plupart des Luxembourgeois. Ce background a-t-il alimenté vos réflexions politiques ?

Je pense que cela m'a donné un avantage en termes d'analyse. Très tôt, j'étais conscient que le Luxembourg payait son appareil d'État via des sources de revenus discutables. Pour moi, cette réalité était très tangible, puisque j'avais directement participé au système d'optimisation fiscale. À la fin des années 1990, je défendais la position qu'au Luxembourg, toute discussion sur la durabilité devait commencer par une remise en question de l'optimisation fiscale. Mais le sujet n'était absolument pas compris par la société civile. Personne ne voulait savoir. La poule aux œufs d'or avait pris une telle ampleur... En 2004, juste avant de quitter Greenpeace Luxembourg, j'avais proposé au CA que plutôt que de faire du militantisme générique, on devait se transformer en centre de compétences sur la question financière. Mais à l'époque, cette idée faisait peur : Trop compliquée, trop risquée. Ce n'est qu'aujourd'hui, donc quinze ans plus tard, que Greenpeace Luxembourg a mis en place une *task force* dédiée à la place financière. Les enjeux sont énormes. Juste pour vous donner une idée de grandeur : La Commission européenne estime qu'il faudra 300 milliards d'euros par an pour atteindre la neutralité carbone en Europe, et cela sur les trente prochaines années. Or au seul Luxembourg sont domiciliés 4 500 milliards d'euros d'actifs. Si on encourageait le basculement vers des investissements verts, cet argent suffirait à lui seul à faire la moitié du chemin européen en termes de décarbonation.

Au sein du réseau Greenpeace, vous incarniez le courant mangérial. La stratégie d'une professionnalisation ne risque-t-elle pas de mettre les ONG sur la même pente que les partis politiques ? Je pense par exemple à l'effritement de l'engagement militant ou à la perte de légitimité aux yeux de l'opinion publique.

Les ONG qui sont nées dans les années 1970, comme Greenpeace ou Amnesty, sont à l'image de la société et de l'évolution des combats. Dans la « plaidoirie », il fallait à un moment être capable, face à l'adversaire, d'avoir les meilleurs arguments, factuels et incontestables. Mais cette bataille scientifique, nous l'avons gagnée. Ces ONG ont aujourd'hui atteint un point où elles sont condamnées soit à se réinventer, soit à décliner. Je pense qu'une structure de compétences comme Greenpeace devrait désormais servir de mentor – et pas plus – à Fridays for future. Ce mouvement correspond beaucoup mieux à l'urgence et au *Zeitgeist*. Fridays for future formule une revendication très simple : Que les vieux suivent les recommandations de la science. Ce que je trouve génial dans ce positionnement, c'est que les enfants tendent un miroir à leurs parents, à ceux-là qui leur répètent sans arrêt : « Soyez raisonnables ». Les jeunes retournent cet appel : « Soyez ce que vous nous demandez d'être ». Regarder dans ce miroir, ce n'est pas très joli. Cela énerve les vieux hommes blancs, mais à un point... ●

USA UND DER NAHE OSTEN

Kein Dominoeffekt

Judith Poppe, Jerusalem

„Bibi, ich stimme dir in nichts, was du sagst, zu, aber ich liebe dich.“ Das hat Joe Biden, wie er selber berichtet, „Bibi“ Benjamin Netanjahu zu Beginn ihrer Bekanntschaft auf ein Foto geschrieben haben. Das war zu Beginn ihrer mittlerweile fast vierzigjährigen Freundschaft. Biden war noch nicht der designierte US-Präsident und Netanjahu noch nicht israelischer Ministerpräsident, aber der gewitzelte Spruch dürfte das zukünftige Verhältnis zwischen den USA und Israel recht gut beschreiben.

Demokrat Biden wird, anders als Trump, wohl nicht die wildesten Fantasien der Siedlerbewegung erfüllen, sondern zurückkehren zur US-Politik der Pre-Trump-Ära. Ein großer Wurf ist davon nicht zu erwarten, aber angesichts des Schadens, den Trump angerichtet hat, kann man dies zunächst mit großer Erleichterung zur Kenntnis nehmen. Für Israels rechtsgerichtete Regierung war Donald Trump ein Lottogewinn. Er verlegte die US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem, stoppte die Finanzierung der Unrwa, der für palästinensische Flüchtlinge zuständigen UN-Organisation, und zog sich aus dem Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen zurück, mit der Begründung, dass der Rat eine israelfeindliche Grundhaltung habe. Er erklärte Siedlungen im Westjordanland für legal und verpasste den Palästinenser/innen mit dem sogenannten Friedensplan eine Ohrfeige, während Netanjahu bei der Verkündung wie eine kleiner Schuljunge vor Freude auf den Fußballen auf und ab wippte. Und schließlich: Mit den Normalisierungsabkommen, die Trump zwischen den Vereinigten Arabischen Emirate, Bahrain, dem Sudan und Israel ausbrockte, führte er den Palästinensern vor Augen, dass sie sich auf die Unterstützung ihrer arabischen Brüder und Schwestern nicht mehr verlassen können.

Joe Biden wird diese Politik nicht fortsetzen, soviel dürfte klar sein, zum Unglück Netanjahus. Denn die Geschenke, die er in den letzten Monaten aus den noch von Trump regierten USA erhalten hat, haben die Umfragewerte des innenpolitisch Bedrängten immer wieder zumindest aus dem Kellerloch luken lassen. So verwundert es nicht, dass Netanjahu Biden erst spät gratulierte und dabei auch darüber hinweg sah zu sagen, wofür. Erst am vergangenen Dienstagabend rief er den zukünftigen Präsidenten der Supermacht an und nannte ihn zum ersten Mal „gewählten Präsidenten“. Bei einer Pressekonferenz am Montag hatte er dies

Der damalige US-Vizepräsident Joe Biden 2014 vor Journalisten mit Israels Premier „Bibi“ Netanjahu



■
Nicht alle Fakten, die Donald Trump im Nahen Osten geschaffen hat, wird der designierte US-Präsident Joe Biden zurücknehmen

■

noch verweigert, wohl um eine Verärgerung Donald Trumps zu vermeiden, der die Wahlergebnisse nach wie vor nicht anerkennt.

In dem laut offizieller Erklärungen warmen Telefongespräch betonten dann jedoch beide ihre Freundschaft und die besonderen Beziehungen zwischen den USA und Israel und vereinbarten, sich bald zu treffen und die enge Verbindung zu stärken. Es ist ein

anderes Verhältnis als das zwischen Trumps Amtsvorgänger Barack Obama und Netanjahu, nicht eisig, eher eine Freundschaft mit Meinungsverschiedenheiten.

Anders als für Trump wird der Nahe Osten im Allgemeinen und das Palästina-Problem im Besonderen nicht ganz oben auf der Prioritätenliste der zukünftigen US-Regierung stehen. Die gesundheitlichen und wirtschaftlichen Folgen der Coronakrise und in der Außenpolitik der Wettbewerb mit China werden wohl zunächst dringender sein.

Doch im Nahen Osten kommen angesichts des Amtswechsel bereits Dinge in Bewegung. Die Führung der Palästinensischen Autonomiebehörde nutzte den Wahlsieg Bidens, um die Sicherheitskooperation mit Israel im Westjordanland wieder aufzunehmen. Vor sechs Monaten hatte Mahmud Abbas die Zusammenarbeit als Reaktion auf die geplante Annexion von Teilen der palästinensischen Gebiete ausgesetzt. Nicht alle Palästinenser/innen sind

über die Wiederaufnahme der Sicherheitskooperation glücklich. Die Unzufriedenheit mit der politischen Riege im Westjordanland ist riesig, viele Palästinenser/innen fühlen sich von der PA nicht vertreten, sehen sich nach Wahlen und einem politischen Wechsel. Doch gleichzeitig dürften viele von ihnen die Veränderung im Weißen Haus bald konkret spüren: Von Israel eingesammelte Steuergelder, die die Autonomiebehörde verweigert hatte, dürften in Folge der Wiederaufnahme der Sicherheitskooperation bald wieder fließen. In der der Coronakrise benötigen die ohnehin wirtschaftlich gebeutelten Palästinenser/innen das Geld dringend. Darüber hinaus werden voraussichtlich die Gelder zur Unrwa bald wieder fließen und es ist davon auszugehen, dass Biden auch die Palästinenservertretung in Washington wieder öffnen und das für die Palästinenser zuständige US-Konsulat wieder einrichten wird.

Doch nicht alle Tatsachen, die Trump geschaffen hat, wird der designierte US-Präsident zurücknehmen. Im April hatte Joe Biden angekündigt, die US-Botschaft nicht zurück nach Tel Aviv zu verlegen, auch wenn er die Verlegung nach Jerusalem für einen Fehler gehalten hat. In Bezug auf Siedlungsbau jedoch wird Biden eine andere Tonart als sein Vorgänger anschlagen. Netanjahu weiß das und versucht dementsprechend, in letzter Sekunde vor dem Amtswechsel eine neue Siedlung in Givat HaMatos in Ostjerusalem aus der Erde zu stampfen.

Auch in Bezug auf den Iran dürften sich Israel und die USA in Zukunft nicht mehr einig sein. Biden hat in seiner Wahlkampagne angekündigt, zum Atomabkommen mit dem Iran zurückzukehren. Biden war Vizepräsident, als der frühere US-Präsident Barak Obama das Abkommen mit dem Iran unterzeichnete. Netanjahu hatte den Pakt scharf verurteilt. 2018 hatte Obama das Abkommen aufgekündigt.

Dass die Abwahl des Autokraten Trump einen Domino-Effekt in Israel auslösen wird und für einen politischen Richtungswechsel sorgen wird, ist zu hoffen, aber nicht sehr wahrscheinlich. Selbst wenn Netanjahu irgendwann gehen sollte, wird die rechte Politik wohl weiter fortgesetzt werden. Nicht umsonst haben über 70 Prozent der jüdischen Israelis auf einen erneuten Sieg Donald Trumps gehofft. ●

EUROPE DE L'EST

Un blocage qui provoque

Mirel Bran, Bucarest

Après l'interminable feuilleton du Brexit, une autre histoire sans fin est en train d'émerger en Europe de l'Est où la Hongrie et la Pologne disent de plus en plus « chiche » à l'Union européenne (UE). Lundi 16 novembre, lors du dernier Conseil européen, la présidence allemande annonçait le veto de Budapest et de Varsovie à l'adoption du plan de relance européen. Les autorités hongroises et polonaises n'ont pas apprécié que l'accès aux fonds européens soit conditionné au respect de l'état de droit. La Hongrie et la Pologne ont été accusées à plusieurs reprises par l'UE de porter atteinte à l'indépendance de la justice et à la liberté de la presse. « L'Union européenne n'est pas une machine à sous, affirme le chef du groupe Renew Europe au Parlement européen, le roumain Dacian Ciolos. Il est inacceptable que certains pays utilisent l'argent des contribuables européens pour miner les droits fondamentaux d'autres citoyens européens. »

La bataille pour un plan de relance à l'échelle européenne sur fond de crise provoquée par le Covid-19 n'est pas gagnée d'avance. Après plusieurs mois de débats, les chefs d'État et de gouvernement européens s'étaient enfin mis d'accord en juillet, lors d'un sommet-marathon, sur un plan de relance post-Covid de 750 milliards d'euros adossé à un budget pluriannuel (2021-2027) de 1 074 milliards d'euros. Ce compromis concernant les finances européennes devait recevoir le feu vert du Conseil européen, mais l'opposition de la Hongrie et de la Pologne complique la donne financière européenne. « Un veto ou la mort : c'est le mot d'ordre-symbole de la souveraineté polonaise face aux ambitions non démocratiques et idéologiques des eurocrates », a déclaré le vice-ministre polonais Janusz Kowalski le 5 novembre. « Le mécanisme prévu contribuera à protéger le budget des violations de l'état de droit qui conduisent à un mauvais usage des fonds », lui a rétorqué l'ambassadeur allemand auprès de l'UE Michael Clauss. Une réaction soutenue par la majo-

■
Le plan de relance européen divise l'Europe de l'Est

■

rité des eurodéputés qui exigent que le mécanisme de protection de l'état de droit soit une ligne rouge.

Pourtant les prises de position de la Hongrie et de la Pologne à l'encontre de Bruxelles sont loin de faire l'unanimité en Europe de l'Est où le plan de relance européen est considéré comme une bouée de sauvetage dans la crise provoquée par le Covid-19. En Roumanie le plan de relance européen est une manne tombée du ciel bruxellois qui permettra la refonte rapide des infrastructures routières du pays et la digitalisation d'une administration qui a besoin de se moderniser. « Nous allons utiliser trente milliards d'euros pour accélérer la relance économique que nous prévoyons après le passage de la pandémie du Covid-19, a déclaré le chef de l'État roumain, le libéral d'origine allemande Klaus Iohannis. Ces fonds européens sont une opportunité historique pour développer la Roumanie, pour construire des autoroutes et des voies ferrées, pour moderniser l'infrastructure énergétique et la protection de l'environnement, et pour digitaliser l'économie et l'administration. »

À l'instar de la Roumanie, les autres pays d'Europe de l'Est attendent avec impatience les milliards d'euros qui devraient leur parvenir dans le cadre du plan de relance. La Bulgarie affiche déjà une croissance économique de quatre pour cent sur la période de juillet à septembre, et elle compte encore booster son économie avec le pactole européen. Sur la même période la Roumanie affichait une croissance de 5,6 pour cent

portée sur la reprise du bâtiment et la consommation des ménages. La République tchèque, très sévèrement touchée par la pandémie du Covid-19, la Slovaquie, la Slovénie et la Croatie comptent aussi sur le soutien de Bruxelles pour relancer leur économie.

La Hongrie et la Pologne sortent du lot et s'opposent à un consensus européen sur la relance économique dont l'UE a besoin pour traverser la crise déclenchée par la pandémie du Covid 19. Le Premier ministre hongrois, Viktor Orban, au pouvoir depuis plus de dix ans, est régulièrement critiqué pour ses atteintes à la démocratie dans cet ancien État communiste. « Nous n'avons pas créé l'Union européenne pour avoir une deuxième Union soviétique », a-t-il déclaré après

une rencontre avec la chancelière allemande Angela Merkel, rencontre qui a eu lieu le 12 novembre. Même son de cloche à Varsovie qui s'accorde avec Budapest pour critiquer les exigences de Bruxelles. « Je ne suis pas d'accord pour faire dépendre les dépenses budgétaires de ce que s'imaginent la Commission européenne, d'autres pays membres et d'autres institutions sur le fonctionnement de l'État polonais et de ses institutions indépendantes, notamment de sa justice », a déclaré le chef du gouvernement polonais Mateusz Morawiecki.

Pendant que la Hongrie et la Pologne mènent une bataille pour obtenir plus d'autonomie au sein de l'UE, les autres pays de l'ancien bloc communiste se

males weitgehend frei berichtenden türkischen Medien systematisch unter Druck zu setzen. Nicht mit gestrichelten Einschränkungen, sondern durch schlaues Infiltrieren. Der erfahrene und kritische Journalist Aydin Ergin beschreibt dieses Vorgehen im Blog international.die.linke.de so: „Ein Finanzpool, der aus höchstens fünf oder sechs großen Bauunternehmern besteht, die den Lowcostteil bei staatlichen Ausschreibungen erhalten, hat Zertungen und Fernsehstationen erkaufen und deren Führungswegen mit Leuten besetzt, die Erdogan's Empfindungen und Anweisungen befolgen.“

ernsten Angriffs des autoritären Regimes auf kritische Medien hätten sich bereits im Vorfeld. Denn seitdem die größten und bekanntesten Medien von Erdogan's Helfern übernommen sind, sind es vor allem die kleinen Medien, im Internet, die dem Regime ein Dorn im Auge sind.

Mit einer Anordnung vom 1. August 2019 versuchte die türkische Hohe Rat für Rundfunk und Fernsehen (RTÜK) zur Zeit, das Internet unter seine Kontrolle zu bringen. Laut ihr müssen ab jetzt Sender und Livestream-Kanäle, die in der

Der Vertreter von Erdogan's Partei im RTÜK, Nuraliha Onurk, betonte gegenüber der BBC, zwar, dass Sender, die auf YouTube oder Persscope einige Stunden senden, von der neuen Regelung nicht betroffen seien. Doch der Text der Anordnung ist demmaßen unpräzise, dass nicht nur die vom Regime verhassten kritischen Medien in der Türkei wie Medya-vepe oder T24 bald zum Schweigen gebracht werden könnten, sondern auch internationale Sender. Vor allem wird bereits spekuliert, wie die Kontrolleure von RTÜK mit dem neuen, gemeinsamen YouTube-Kanal der Sender Deutsche

nen lässt, wobei die Räte gegeneinander Medienkontrolle

In diesem „Analyse“ wird nicht nur die türkische und Sendungen der britischen DW, der US-amerikanischen französischen France 24, die in und des chinesischen CCTV Tagesschau. Die Independent des Privaten einzelner Jour Medien wird analysiert. Sie „Ihr Facebook- oder Twitter“ Seite behauptet, die keine wissenschaftlichen Ergebnisse

Die genannten Medienanstalten der dort beschäftigten (so zum Beispiel in den sozialen Medien) Terroristen auf der Welt verurteilt nach ihre Trauer-Schuldigung. „Ich bedauere Medienanstalten, die von vielfältigen und unabhängigen berichten, befinden sich unter Taktik Gegen.“

Sie „empfehle“ den internen Häusern dreist, sie sollen ihre Mitarbeiter, die Arbeit der Reporter, die antiken Türkei mehr Beachtung schenken einige Berichterstattung zur

Dabei bleibt zu betonen, da Regime noch nicht sein genau und Palen gegen die Medien in das es in naher Zukunft werden, noch für die noch in ein auch nur eines Schlimmeres Normalisierung gibt.

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du Lëtzeburger Land.

+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

Coup d’épée dans l’eau

La députée Diane Aehem (CSV) et ses partenaires de l’opposition Fernand Kartheiser (ADR), Sven Clement (Pirates) et David Wagner (Déi Lénk) ont créé l’événement (qualifié d’« inhabituel ») mercredi en invitant la presse dans la salle plénière de la Chambre, désertée en période de Covid-19 (photo : SB). L’objet : réclamer une Commission d’enquête pour dissiper les zones d’ombre autour du projet de satellite d’observation Luxeosys. La rallonge de 139 millions d’euros demandée par le ministre de la Défense François Bausch (Déi Gréng) pour financer les « oublis » du projet de loi de son prédécesseur Etienne Schneider (LSAP) voté, et surtout monté, à la va-vite avant les législatives de 2018 soulèvent toujours des interrogations malgré les multiples réunions des Commissions de la Défense et de Contrôle de l’exécution budgétaire. Le financement initial s’élevait à 170 millions d’euros. Diane Aehem s’étonne notamment de la genèse du dossier arrivé par « une firme luxembourgeoise » (Hitec, ndlr) pour introduire le concept proposé par le groupe OHB. La loi d’autorisation de rallonge budgétaire devait selon toute logique toutefois être votée ce jeudi par la Chambre (nous partions à l’imprimerie avant cela). La commission d’enquête demandée par l’opposition ne devait pas passer davantage le *cut* de la majorité nécessaire à sa création. pso

Jangspaining & Jangspreading

« Voilà (...) Bon (...) Bon (...) Bon (...) Voilà », le ministre des Affaires étrangères Jean Asselborn (LSAP) a expédié lundi la conférence

de presse (photo : SB) organisée pour présenter la cartographie des droits de l’Homme en entreprise réalisée par l’universitaire Başak Bağlayan. Plus d’un an après la remise du document commandé par l’exécutif dans le cadre du plan d’action national, la promesse de l’événement a été tenue (*Land*, 4.09.2020). Mais dans quelles circonstances ? Le ministre Asselborn a monopolisé la parole pour justifier les délais de réflexion quant à l’éventualité (un engagement de la coalition) d’une loi luxembourgeoise obligeant les entreprises à un devoir de vigilance, c’est-à-dire à une bonne vérification des procédures pouvant potentiellement contrevenir



aux droits de l’Homme. Selon le ministre socialiste, légiférer en tant que petit État ne fait pas de sens, car risque de faire fuir des entreprises. Un texte européen est également en cours de discussion et Jean Asselborn avoue sa préférence pour un *level playing field* continental... dans l’espoir que la présidence allemande (ou la portugaise, ou la slovène, ou la française) de l’Union européenne porte le sujet. En attendant, le ministère charge à nouveau l’experte en la matière Başak Bağlayan de travailler sur des recommandations en vue d’une très hypothétique loi nationale. La cartographie a été résumée en quelques mots par son auteure. pso

Axa gaulée au Luxembourg

Mediapart révèle cette semaine qu’Axa fait l’objet d’un redressement de la part de la Direction générale des Finances publiques française pour avoir éludé 130 millions d’euros de profits via une

« coquille luxembourgeoise » baptisée Matignon Finance. Le média en ligne explique que le gouvernement français a appliqué une « majoration de 80 pour cent pour manœuvres frauduleuses » et que le montant du redressement s’élèverait, selon ses calculs, à environ 75 millions d’euros. L’assureur Axa a déposé un recours en contestation et estime avoir agi dans son bon droit. pso

Tassement de croissance chez Deloitte

Le cabinet d’audit et de conseil Deloitte annonce ce mercredi un chiffre d’affaires de 360 millions d’euros, après avoir progressé de trois pour cent sur le dernier exercice (juillet 2019 à fin juin 2020), une croissance bien moindre que les deux exercices précédents à douze et huit pour cent. Le *managing partner* John Psaila garde le positif et se réjouit de « dix ans de croissance » ininterrompue, même « en plein cœur de la crise ». PwC a aussi marqué le pas sur cette période

comptable, avec une progression limitée à 3,5 pour cent. EY, autre Big Four à clôturer au 30 juin, avait dévoilé un chiffre d’affaires en augmentation de treize pour cent par rapport à l’exercice précédent. pso

Hard limits

« Pour atténuer l’accumulation des vulnérabilités » provoquées par la surchauffe des prix immobiliers, le Comité du risque systémique (CdRS) se résigne cette semaine à serrer les vis et « conseille » à la CSSF d’encadrer plus sévèrement les emprunts hypothécaires. Les banques s’y attendaient au moins depuis fin 2019. Le CdRS s’y met tardivement et timidement. Mais face à une hausse annuelle des prix de 13,9 pour cent au premier trimestre 2020, une tendance qui ne s’est pas démentie au courant de la pandémie, le CdRS n’avait plus vraiment le choix. Les représentants du ministère des Finances, de la BCL, de la CSSF et du CAA qui composent le CdRS proposent de limiter les crédits

bancaires à 80 pour cent du prix de l’immeuble, c’est-à-dire d’exiger au moins vingt pour cent de fonds propres. Mais ils introduisent immédiatement une dérogation à cette nouvelle règle pour « les primo-acquéreurs ainsi que pour les autres acquéreurs d’une résidence principale » auxquels les banques pourront continuer à prêter cent pour cent de la valeur de l’immeuble. Les limitations ne frappent donc que les investisseurs immobiliers, ceux qui achètent pour louer. Le CdRS y voit un moyen supplémentaire « pour contrecarrer la spéculation immobilière », en ligne avec la réduction du taux d’amortissement accéléré et la fin annoncée de la mainmorte fiscale dont bénéficient les Fonds d’investissement spécialisés. Le soutien à la demande, qui avait été la pièce maîtresse de la politique du logement durant un siècle, est passé de mode. Un nouveau consensus semble avoir émergé. Il s’est cristallisé ce samedi dans l’émission *Rücht eraus* sur Radio 100,7 : du socialiste Max Leners à l’ex-lobbyiste bancaire Jean-

Jacques Rommes, en passant par l’optimisateur fiscal Keith O’Donnell, tous critiquaient certains avantages fiscaux, jugés « contre-productifs », dont bénéficient les investissements immobiliers. À commencer par le taux d’amortissement accéléré, qui privilégie les investisseurs immobiliers par rapport aux propriétaires-occupants. Le CdRS rappelle, quant à lui, qu’il ne s’agirait « nullement de priver les jeunes ménages de la possibilité d’acquérir une résidence principale ». (Comme si cette possibilité existait aujourd’hui pour les non-héritiers qui, même en se sur-endettant, n’arrivent plus à rattraper l’envolée des prix.) Le ministre des Finances mesure la charge symbolique de fixer des *hard limits* à la nation des propriétaires. C’est pourquoi il s’est ménagé une *plausible deniability* en externalisant cette décision à un groupe de technocrates qui, officiellement, ne formulent qu’une « recommandation » à la CSSF. Mais en fin technicien populiste, le député Gast Gybérien (ADR) n’avait pas loupé l’occasion lors du vote de la loi autorisant le CdRS à actionner le frein à l’endettement, accusant le gouvernement de vouloir interdire l’accès à la propriété aux « petites gens » et aux « classes moyennes » luxembourgeoises. (La vidéo de son intervention a été partagée plus de 4 400 fois sur Facebook.) Il aura fallu des dizaines de rapports de la Commission européenne, du FMI et de la BCE avant que les autorités prudentielles osent encadrer les crédits immobiliers. La décision du CdRS annoncée cette semaine ressemble beaucoup à une tentative de créer un alibi avant la prochaine inspection des émissaires de Francfort ou de Bruxelles. bt

8

W I R T S C H A F T

Lalux version coffee-table



Cette semaine, La Luxembourgeoise a présenté une monumentale monographie retraçant l’histoire de la compagnie d’assurance qui fête son centenaire cette année. Les deux volumes, qui cumulent plus de 1 200 pages, ont été rédigés par Paul Zahlen (photo : sb), un « historian’s historian » dont les recherches sur l’économie luxembourgeoise et le secteur paraétatique restent trop peu connues. Zahlen fait le portrait d’un milieu spécifique, celui des réseaux d’affaires catholiques au XX^e siècle, qui émerge en 1919 comme contrepoids aux milieux libéraux liés à la sidérurgie et dominant alors le jeu politique (lire l’interview avec Paul Zahlen parue dans le *Land* du 19 juin 2020). La monographie est partie roman familial des Hentgen-Pauly, partie histoire socio-économique du Luxembourg. Paul Zahlen bifurque sans cesse : vers les brasseries, les accidents de la circulation, la fiscalité, l’endettement souverain, le secteur bancaire... Ceci fait la force et la faiblesse de cette volumineuse monographie, qui est une mine d’or pour les chercheurs

mais qui manque de focus et de problématisation. L’ambition d’exhaustivité se conjugue mal avec plaisir de lecture. Des rapports internes sont ainsi cités in extenso, sans que l’auteur ne fasse un tri ou une synthèse de la foule de détails qu’il déballe. Au lecteur de faire l’effort d’en tirer quelque chose. Une assiduité qui est récompensée, car Zahlen balance quelques beaux scoops historiques au fil des chapitres, comme cette liste des contribuables les plus riches publiée en 1923 au Mémorial. Relevons enfin les centaines d’illustrations, pour la plupart inédites, que Paul Zahlen a dénichées. Des photographies d’époque, mais également de reproductions de sources qui rendent la matérialité des documents. Le livre est le résultat final d’un « contrat de prestation de recherche » conclu en 2015 entre la Fondation LaLux et l’Uni.lu. La compagnie d’assurance s’y était engagée à financer le projet de recherche et sa publication, et à ne pas en modifier le contenu scientifique ou littéraire. Le contrat ne disait rien sur la distribution du livre. Lalux a choisi d’en faire

un *gimmick* de marketing l’offrant à tous ses clients (qui en font la demande). Pour ceux qui n’ont pas souscrit à une assurance chez Lalux, le prix de vente a été fixé à cent euros. bt

Un Journal qui brûle

Dans un communiqué de presse, signé Claude Karger et envoyé de son adresse mail, celui-ci annonce sa démission des fonctions de rédacteur en chef et de directeur du *Lëtzebuurger Journal*, des postes qu’il tenait depuis seize, respectivement sept ans. Il se tournerait « vers d’autres défis professionnels », telle la formule laconique. Claude Karger est remplacé par Daniel Nepgen, un



ancien animateur de chez RTL, passé au monde de la publicité et dernièrement employé par la commune de Sanem, qui a été recruté en juillet par les Éditions du *Journal* pour mettre au monde le nouveau *Journal* en ligne. À Karger d’enterrer le journal papier fondé en 1948 (dont la dernière édition paraîtra le 31 décembre 2020). Une bonne partie de l’ancienne équipe rédactionnelle a été virée. Interrogé par le *Land*, Claude Karger confirme que trois journalistes et trois graphistes ont été licenciés, auxquels s’ajoutent deux départs « volontaires » (dont lui-même). L’ensemble du personnel serait actuellement de 7,8 temps pleins, parmi lesquels il faut compter les salariés en préavis de licenciement. En parallèle à cette saignée, de nouveaux journalistes ont été recrutés ces derniers mois. Pour l’instant, les contours de *Journal.lu*, le nouveau « pure player » digital qui ouvrira derrière un mur payant le 1^{er} janvier, restent flous. On sait que le prix d’abonnement annuel sera de 168 euros : soit trois euros de plus que *Reporter.lu* et huit de plus que le *Land*. Sur le site en

construction, le *Journal* vient de publier neufs principes constitutifs de sa « philosophie ». Ils n’aident pas vraiment à éclaircir le lecteur, car le credo se lit comme une énumération de lieux communs : un journalisme « polyvalent », « moderne », « approfondi », « réfléchi », « pertinent », « de qualité », « ciblé », « constructif », « positif », « humain ». Le *Journal* explique qu’il renoncera « catégoriquement » à toute forme de « publicité intempestive ». Avant d’ajouter : « Un groupe restreint de partenaires stratégiques soutient le *Journal* pour son concept innovant et encourage ainsi la production de contenu de haute qualité. » Interrogé sur qui étaient ces « partenaires stratégiques » et s’ils allaient éventuellement fournir des *advertorials*, Daniel Nepgen botte en touche : « Je ne peux en dire plus. Il n’y aura pas de pubs classiques mais pour financer un tel projet à moyen terme, nous avons besoin de sources de financements ». (Nepgen ne veut pas non plus se prononcer sur les licenciements, ni sur les récents recrutements.) La situation financière du *Journal* est précaire :

les bilans affichent une perte de 433 926 euros rien qu’en 2019. Les bureaux, rue de Strasbourg, ont été mis sur le marché pour un prix demandé de 3,6 millions d’euros. (« On réfléchit à une solution pour de nouveaux bureaux, dit Nepgen. Notre volonté, c’est de rester dans le quartier de la Gare. ») Dans un clip vidéo publié cette semaine sur les réseaux sociaux par le *Journal*, on voit un trentenaire barbu et tatoué, vêtu tout en bleu, s’asseoir sur un fauteuil rose et s’allumer un cigare. Il se met à lire un exemplaire du *Journal* (version papier). Par mégarde, le papier touche la flamme d’une bougie. Le journal brûle, le fumeur de cigare est effaré. Les mots « Go Digital » apparaissent. bt

Guerre syndicale

Entre les syndicats du secteur bancaire, la guerre est déclarée. Alors que l’Aleba a annoncé un « accord de principe » avec l’ABBL pour un renouvellement de la convention collective pour les années 2021-2023, l’OGBL et le LCGB se montrent furieux

Land

20.11.2020

de ne pas avoir été consultés, et passent à la contre-attaque. La semaine dernière, ils ont envoyé une lettre au ministre du Travail, Dan Kersch (LSAP), lui demandant de retirer la représentativité sectorielle à l’Aleba, une sorte d’option nucléaire syndicale. L’Aleba est vulnérable sur la question. C’est qu’aux dernières élections sociales de 2019, elle était tombée en-dessous de la marque des cinquante pour cent (49,22 pour cent). À l’époque, ni l’OGBL ni le LCGB (dont les scores avaient été plutôt décevants) n’avaient osé saisir le ministre du Travail sur la question. « C’est eux qui nous ont provoqués, s’offusque Véronique Eischen, secrétaire centrale de l’OGBL. Ces troubles, c’est entièrement leur faute. C’est eux qui ont brisé l’unité syndicale. Depuis des décennies, nous négocions ensemble. Et tout d’un coup, l’Aleba se retire dans le stille Kämmerlein ?! » Cette semaine, l’Aleba semblait se rétracter, en invitant le LCGB et l’OGBL à « une réunion de travail dans les plus brefs délais ». « Ils nous invitent chez eux, dans leurs locaux, pour une intersyndicale ? Mais que reste-t-il à négocier ? Ils ont déjà leur accord ! C’est ridicule ! », dit Eischen. Laurent Mertz, secrétaire général de l’Aleba, se montre lui aussi remonté : « Nous avons aussi des droits ! Et c’est notre droit de conclure un accord de principe avec l’ABBL ». Puis d’avancer qu’il y aurait encore des discussions, que rien n’est encore signé. « Mais s’ils ne veulent pas participer, c’est leur problème ». Mertz voit dans la demande de retrait de la représentativité sectorielle « des manœuvres opportunistes et politiques ». bt



Le mémorial de la Shoah fait face à la BCEE où sont logés le plus de comptes dormants

« Wealthy Luxembourg is western Europe's last Holocaust restitution deadbeat », titrait *The Times of Israel* le 22 avril 2019. Le dossier des comptes ouverts par les Juifs résidents du Grand-Duché avant la Deuxième Guerre mondiale et en déshérence aujourd'hui nuit à la réputation du Luxembourg dans la communauté israéliite. 75 ans après le conflit mondial, des banques luxembourgeoises n'ont pas soldé leur lourd passé et des comptes aux bénéficiaires perdus dans le fracas d'un génocide hantent toujours leurs bilans. Mais, selon les informations du *Land*, le dossier bouge, notamment sous la pression américaine. Il s'agit de lever les obstacles techniques, juridiques et surtout les craintes liées à la renommée des entreprises concernées. Les négociations sont d'ailleurs menées sous le radar pour essayer de se sortir d'un passé peu glorieux.

La loi luxembourgeoise de 1950 qui avait organisé l'indemnisation des dommages de guerre se dirigeait exclusivement vers les nationaux et excluait de fait 75 pour cent des Juifs qui vivaient ici avant l'invasion nazie du 10 mai 1940. D'autres pays ouest européens ont aussi écarté des victimes juives de leur régime de réparations après-guerre, mais ils ont revu leurs dédommagements au cours des dernières décennies. Le Luxembourg a réagi tardivement et timidement. Au début des années 2000 (à l'initiative du député Ben Fayot, LSAP), le gouvernement de Jean-Claude Juncker (CSV) a consenti la création d'une Commission d'étude sur les spoliations des Juifs du Grand-Duché de Luxembourg durant l'occupation nazie. Dirigée par l'historien Paul Dostert, sa mission a consisté à « étudier les conditions dans lesquelles les biens immobiliers et mobiliers appartenant aux Juifs résident au Luxembourg au début de la Deuxième Guerre mondiale ont été spoliés sous l'occupation ». Elle a aussi passé en revue l'ampleur des restitutions (le cas échéant) et les dédommagements accordés aux victimes et à leurs héritiers. La Commission Dostert a enfin livré des recommandations, en sus de chiffres glaçants. Sur les 3 900 résidents juifs en 1940, une grande majorité était des réfugiés allemands, autrichiens, polonais ou tchèques. 3 049 auraient quitté le pays entre le 10 mai 1940 et le départ du premier convoi parti le 16 octobre 1941 vers les camps. Sur les 816 Juifs restés au Grand-Duché, seuls 139 n'ont pas été déportés (parce qu'ils vivaient dans un mariage mixte, avec un « aryen », nous explique Henri Juda, premier président de l'asbl Memoshoah). « Ceci équivalait à un taux de 92,2% de morts et 7,8% de rescapés », résume froidement le rapport Dostert. Ceux qui ont pu revenir après le conflit se sont souvent vu réserver un accueil glacial par l'administration, comme l'a noté l'historienne Renée Wagener (*Land*, 2.09.2016)

Certaines recommandations formulées par la commission dirigée par Paul Dostert ont vu le jour... mais il a fallu attendre l'alternance politique et l'arrivée de Xavier Bettel (DP) à l'Hôtel de Bourgogne. L'État a présenté ses excuses à la communauté juive le 9 juin 2015. La Fondation pour la mémoire de la

Shoah a été créée en juin 2018, en même temps que l'érection d'un monument national entre la cathédrale et le boulevard Roosevelt sur l'emplacement de la première synagogue. D'autres recommandations tardent, cruellement. « Prévoir le versement par les banques et compagnies d'assurances des soldes des comptes dormants identifiés et éventuelles assurances-vie jamais décaissées à la Caisse de consignation. Publier la liste des propriétaires des comptes dormants sur Internet afin d'identifier d'éventuels héritiers. »

Nuit et brouillard

La préconisation a fait trembler la place bancaire pendant une décennie. Les établissements ne souhaitaient pas que leur nom soit associé, le cas échéant, à tout éventuel soupçon de complicité de spoliation. En Suisse, la restitution des avoirs des comptes en déshérence avait traumatisé les banques et conduit les plus grandes d'entre elles, sous la pression des organisations israéliites internationales, à la mise à disposition (en 1998) des familles de victimes la somme de 1,2 milliard de dollars. Au Luxembourg, les discussions avec le ministère d'État, en charge du dossier, et le Consistoire israéliite ont été organisées avec l'UEL, pour ne pas stigmatiser les banques et inclure les assurances. Les recherches auprès de celles-ci s'étaient néanmoins avérées infructueuses. « Aucune documentation remontant aux années de guerre n'a pu être retrouvée », écrit Paul Dostert en 2009. Le rapport recense en outre 200 comptes à considérer comme dormants.

Le montant total levé par la Commission Dostert s'élève à 25 000 euros (avec une moyenne par compte de 125 euros). Comment expliquer un si petit montant ? Paul Dostert détaille la spoliation méthodique des comptes appartenant aux Juifs entre 1940 et 1943. Ils ont d'abord été bloqués. « La Banque Internationale, la Banque Générale, la Société de Banque Générale d'Alsace, le Crédit Industriel d'Alsace et de Lorraine, ainsi que la Caisse d'Épargne furent les seules institutions financières accréditées à gérer ces comptes bloqués », note le rapport Dostert. Puis confisqués. Dostert évalue à 600 le nombre de comptes

bancaires juifs confisqués par l'occupant. La spoliation totale via les banques, en incluant la liquidation des comptes titres, est estimée à 23 millions de Reichsmark. Après le conflit et suite à un jugement (d'un Juif allemand nommé Hanau) condamnant la BGL pour avoir transféré des avoirs à l'occupant, les banques ont rétabli des comptes confisqués, notamment ceux des résidents luxembourgeois à la demande expresse du ministère des Finances. Selon Paul Dostert (contacté par le *Land*), la Bil et la BGL avaient obtenu, dès la fin du conflit auprès de l'État, le remboursement des avoirs de clients (juifs ou non) spoliés par les Allemands proportionnellement à la part nationale du capital. Mais le nombre de comptes rétablis reste flou.

Le ministère d'État et le ministère des Finances ont préparé un courrier demandant à la CSSF d'intervenir auprès des banques pour réétudier leurs comptes dormants

En 2014, Xavier Bettel a invité l'historien à continuer les recherches en vue d'établir des listes complètes. Dans une sorte de *non-paper* (sans en-tête administratif) rendu en juin 2016 juste avant son départ en retraite et publié par Woxxx, Paul Dostert informe que la BCEE a retrouvé 87 comptes juifs inactifs (c'est-à-dire des comptes où depuis 1942 il n'y a eu aucun mouvement pendant au moins trente ans), partant d'une liste de 211 noms de propriétaires de 221 comptes confisqués par l'occupant allemand. La Bil a retrouvé deux comptes juifs inactifs (y inclus des comptes de titres) partant d'une liste de 225 noms. Au total les comptes de la BCEE et de la

Bil valent aujourd'hui 42 000 euros. La BGL n'a retrouvé aucun compte inactif partant d'une liste de 145 noms. Concomitamment, Paul Dostert relève que la Bil (et « plus que probablement les autres banques » aussi) rejette la « responsabilité morale » de la confiscation des titres par les Allemands, posture adoptée selon l'historien pour ne pas avoir à offrir de remboursement.

Entre nous

Le corpus juridique encadrant la responsabilité et la gestion des comptes dormants s'avère *light*. Il se limite au droit commun et à une circulaire de la CSSF datant de 2015, émise quelques mois après la résurgence de la polémique. Entre cette date et 2019, les réunions des parties n'ont pas donné de résultats. La venue d'un *Special Envoy for Holocaust Issues*, Thomas Yazdgerdi, a débouché sur la création d'une sous-commission pour examiner la question de la restitution, notamment « la restauration de l'accès aux comptes dormants ». Le représentant du département d'État s'était d'ailleurs félicité de l'élaboration d'une loi ad hoc déposée en 2018 par le ministère des Finances au Parlement. Celle-ci ne mentionne pas spécifiquement la question des comptes des Juifs apatrides. Mais l'avis (négatif pour un problème d'obligation imposée à la Caisse des consignations) du Conseil d'État rendu en mai 2019 oui. Les Sages mettent le doigt dans la plaie. « Sont notamment visés les fonds déposés sur des comptes de titulaires juifs disparus pendant la Deuxième Guerre mondiale. (...) Les auteurs prévoient la possibilité d'affecter ces avoirs à la Fondation pour la mémoire de la Shoah. Le Conseil d'État approuve cette proposition quant au fond. Il rappelle cependant que, jusqu'à ce jour, une analyse détaillée et scientifique sur la spoliation des biens juifs fait défaut.

Depuis, plus rien au niveau législatif. Localement, on opère en sous-marin. Le président de la fondation pour la mémoire de la Shoah et négociateur en chef pour le Consistoire, François Moyse (avocat par ailleurs), souhaite la création d'un mécanisme qui permettrait de libérer les fonds sans porter atteinte au secret bancaire. « C'est faisable », dit-il, mais il faut aux

banques, notamment pour revoir l'identification des comptes, peu convaincante en l'espèce, une assurance pour qu'elles opèrent conformément à la loi ». Il en appelle à la volonté et à l'action politique, à l'image des démarches déjà engagées par le chef de l'exécutif.

On préfère d'ailleurs régler l'affaire entre Luxembourgeois, comprend-on grâce à un contact du milieu bancaire. Il convient d'éviter que des organisations israéliites internationales s'en mêlent car elles pourraient réclamer des indemnités supplémentaires et nuire encore davantage à la réputation de la place en cas d'achoppement des discussions. Lors d'un passage en septembre à Luxembourg, l'ambassadeur d'Israël au Belux, David Nahshon, confiait au *Land* la possibilité que dans des situations où aucun descendant ne serait identifié, il faudrait décider qui hériterait des avoirs : des organisations juives américaines, le congrès juif mondial ou la communauté juive du Luxembourg. « Une bonne partie des bénéficiaires présumés vivent aux États-Unis », avait-il poursuivi. L'ambassadeur américain Randolph Evans s'implique lui aussi lourdement. Dans une intervention vidéo réalisée le 16 octobre pour la commémoration de la déportation de Cinq-fontaines, il demande un processus « backed by evidentiary bases for determining where restitution issues remain open including dormant accounts, insurance policies, and similar property right wherever they are, who they belong to, and how to return the proceeds to the rightful owners or those as appropriate under international and Luxembourg law ».

L'Oncle Sam privilégie une approche globale et brutale, quitte à viser des actifs non financiers comme l'immobilier des Juifs racheté à vils prix par les familles locales (évoqué avec une grande pudeur dans le rapport Dostert). Le consistoire opte pour la stratégie des petits-pas. Selon les informations du *Land*, le ministère d'État et le ministère des Finances ont préparé un courrier demandant à la CSSF d'intervenir auprès de ses ouailles pour réétudier leurs comptes dormants sur la base d'une nouvelle liste de résidents juifs aux alentours de 1940 qui s'étend à environ 5 000 noms. Deux cas de figures se présenteront alors selon le scénario envisagé. Dans l'hypothèse où les bénéficiaires et héritiers sont identifiés, alors les avoirs leurs sont restitués. Dans le cas contraire, ils alimenteront la Fondation pour la mémoire de la Shoah. Notre contact au ministère d'État tempère toutefois les attentes en termes de montants du fait de la nature essentiellement nationale de la place bancaire en 1940 (a contrario de la Suisse, déjà internationale), une dizaine de banques selon le rapport Dostert. La corresponsabilité, prévue depuis cet été, a entraîné quelque peu pour lever un obstacle réglementaire (qui permettra aux banques de baser leur sondage sur base des archives). Le ministère d'État attend dorénavant la fin du télétravail généralisé pour engager la sollicitation des banques. Comme si on n'avait pas assez attendu. ●

CHRONIQUES DE LA COUR

Le compte n'est pas bon

Plusieurs juges arrivés au Tribunal européen depuis 2016 en étaient persuadés. Ils venaient en renfort pour s'attaquer à un important arriéré d'affaires que les vingt-huit juges en place n'étaient pas en mesure de résorber. Surprise : il y a très peu de travail ; certains d'entre eux n'ont reçu qu'une quinzaine d'affaires, et encore, d'importance très inégale. La Cour de justice, responsable d'une réforme, mise en place en décembre 2015, consistant à faire passer le nombre de juges de vingt-huit à cinquante-six, va devoir rendre des comptes. Adoptée sous la présidence luxembourgeoise du Conseil de l'UE avec un Parlement européen consentant, sous la « houlette » de la députée socialiste Mady Delvaux, cette réforme avait été contestée au sein même du tribunal, estimée inutile, coûteuse et inconstitutionnelle. Adoptée au pas de charge, le Conseil avait dû toutefois concéder, dans sa décision, « qu'au plus tard le 26 décembre 2020, la Cour de justice, en faisant appel à des conseillers extérieurs, soumet un rapport sur le fonctionnement du Tribunal au Parlement européen, au Conseil et à la Commission ». Ce rapport doit se focaliser sur « l'efficacité du Tribunal, sur la nécessité et l'efficacité de l'augmentation à cinquante-six juges ». On y est. Les deux conseillers choisis par le président Lenaerts sont Klaus Renner, Président de la Cour suprême administrative allemande et Luis Maria Díez-Picazo Giménez, président de chambre à la Cour suprême espagnole, un magistrat contesté après un volte-face jurisprudentiel éclair au profit des banques (voir *Land* du 10/7/20) et dont on parle pour remplacer la juge espagnole à la Cour. La publication, en interne, des statistiques du Tribunal au 30 septembre dernier revêt donc une importance particulière. S'il y a 54 juges (on enlève les Britanniques), il faut plus d'affaires à traiter que lorsqu'ils n'étaient que 28. Normal. Or que voit-on ? Au 30 septembre, le Tribunal européen a enregistré 665 recours. Contre 939 pour toute l'année 2019, un peu moins en fait car une centaine d'entre elles concernait un même sujet. En 2011, il y en avait eu 722 ; en 2015, dernière année à 28 juges, 831. Étonnante stabilité dans les chiffres alors que le nombre de juges a doublé... On est loin de « l'augmentation inexorable » du nombre d'affaires dont parlait la Cour pour obtenir le doublement du nombre de juges. Autre constatation : on retrouve même cette année une certaine constance dans la répartition des affaires en fonction de leur sujet.

En 2020, le contentieux « propriété intellectuelle » s'élève à 237 affaires au 30 septembre. Pour toute l'année 2015, il y en avait eu 303 et en 2011, 219. Une constante. Toujours un tiers des affaires introduites. Un contentieux de masse à la jurisprudence bien établie comme le qualifiait le président du Tribunal de

l'époque, Marc Jaeger, pour qui un tribunal spécialisé composé de quelques juges experts aurait suffi en lieu et place de la réforme de 2015. L'idée fut rejetée par la Cour. Autres chiffres : En 2020, il y a eu jusqu'à présent 214 recours en annulation de décisions européennes contre 332 pour toute l'année 2015. Dont deux affaires de concurrence-droit des ententes en 2020 contre douze en 2015 dans une cour à 28 juges ou 29 en 2011. Ou encore. Les procédures dites particulières - taxation de dépens, aide judiciaire, omission à statuer etc... réglées « en un tour de main », selon un référendaire, restent stables. Bon an mal an, une petite centaine. Pas de quoi remplir substantiellement la besace d'un juge. Après quelques ajustements sur la base des chiffres du rapport, on peut affirmer que les 51 juges actuels, (il en manque trois,) n'ont cette année que quelque cinq cent dossiers à se partager. Certains d'entre eux ont même trois référendaires pour les traiter. La réforme a surtout pour effet de rendre la vie des juges plus que confortable, ironisent avocats et universitaires tous plus ou moins au courant de la situation. Et pourtant.

La réforme a surtout pour effet de rendre la vie des juges plus confortable

Le 28 avril 2015, quatre juges du tribunal tentaient d'y mettre le holà. Devant les parlementaires européens, Guido Berardis expliquait que la Cour confondait « arriéré et charge de travail », le premier étant inexistant et la seconde normale, « plusieurs chambres avaient déjà une charge de travail inférieure à leur capacité », soulignait-il. Irena Pelikanova relevait l'entorse au Traité de l'UE que représentait la suppression systémique des tribunaux spécialisés. Anthony Collins rappelait qu'il avait demandé en vain une évaluation de l'impact de cette réforme, jamais faite. Et enfin Franklin Dehousse prédisait que si le nombre d'affaires que les justiciables lui envoyaient ne doublait pas, le tribunal aurait sur les bras « un excédent de juges très bien payés » dont il ne saura que faire. « Un éléphant blanc ». Et le contribuable paiera. On en est là. Dans ce contexte, le rapport de la Cour et de ses « conseillers » est très attendu. Va-t-elle reconnaître ses erreurs ? Des observateurs en doutent. Il se dit qu'un avant-projet circule déjà au sein de la Cour. Jalousement gardé. ● Dominique Seytre

Une histoire de tuyau

Georges Canto

La pandémie pousse à repenser la mesure de la richesse des nations



The Economist compare le PIB à un tuyau d'arrosage et les à-coups représentés par les confinements à des nœuds qui contraignent l'écoulement, comme dans la consommation

Dans la vaste palette des indicateurs économiques, le Produit Intérieur Brut est à la fois le plus utilisé* et le plus discuté. L'hebdomadaire britannique *The Economist*, qui lui avait déjà consacré un article incisif en 2016, a remis le couvert le 29 octobre avec un texte intitulé « The notorious GDP : what GDP can and cannot tell you about the post-pandemic economy », se situant dans une longue lignée d'études critiques sur le sujet. Elles remontent à l'origine du concept dont le propre « inventeur » Simon Kuznets (prix Nobel d'économie en 1971) avertissait dès 1934 qu'il pouvait « difficilement servir à évaluer le bien-être d'une nation ».

En juin 2018 dans un rapport de 68 pages publié sous le titre « The future of GDP », l'Institut de Recherche du Credit Suisse (CSRI) analyse les limites et les alternatives au PIB, devenu selon lui la « cible d'attaques ». Le document reprend d'abord une critique aussi ancienne que justifiée faite à cet indicateur : il ne rend pas bien compte de la richesse créée dans une économie. C'est particulièrement vrai dans les pays en développement affligés d'une importante économie souterraine et où l'appareil statistique est insuffisant (à titre d'exemple dans certains pays d'Afrique la population est connue à quarante pour cent près). De plus les indices de prix permettant de passer du PIB en valeur (nominale) au PIB en volume (réel) « n'existent pas toujours, et les économistes utilisent alors des approximations ».

Même dans les pays développés, où avec des données de meilleure qualité on admet couramment une marge d'erreur de cinq pour cent, le calcul exclut certaines activités. C'était encore le cas récemment du trafic de drogue, dont l'importance en Europe a convaincu Eurostat de l'intégrer et de demander aux États membres de l'UE de le faire. La France intègre depuis 2017 ce type de criminalité, avec une « production » de 2,7 milliards d'euros soit 0,12 pour cent du PIB. Mais quel crédit peut-on accorder à ce chiffre qui concerne une activité illicite, par essence dissimulée ? Ce qui vaut aussi pour la prostitution. Dans la même veine, le calcul du PIB exclut le « travail domestique » dont l'estimation est assez hasardeuse. Selon l'institut statistique Insee, « selon que l'on y inclut ou non les activités de semi-loisirs comme le bri-

colage et le jardinage, il représente entre quinze et 27 heures par semaine. Au niveau national, le nombre d'heures annuelles consacrées au travail domestique serait égal à une à deux fois le temps de travail rémunéré » ! Par ailleurs pour le CSRI, le PIB tel qu'il existe ne tient pas assez compte des enjeux actuels des sociétés. Comme le résume l'économiste britannique Diane Coyle, professeur à l'université de Cambridge et co-auteur de l'étude, on se retrouve actuellement à « mesurer l'économie moderne avec des méthodes des années 1940 ». En particulier, la tertiarisation accélérée et la révolution numérique posent de nombreux défis aux statisticiens. De nouveaux produits et modèles commerciaux ont fait leur apparition, tels les logiciels de toutes sortes, la musique partagée via Internet ou les services du Cloud, alors qu'actuellement « le PIB relève toujours du monde analogique, dans lequel tous les produits avaient une forme physique et toutes les activités économiques étaient gérées de manière traditionnelle », relève Diane Coyle.

« On mesure l'économie moderne avec des méthodes des années 1940 »

Diane Coyle, économiste du CSRI

Dans cette économie en pleine mutation, estimer fidèlement la richesse créée est une véritable gageure. Pour autant, les alternatives à la mesure du PIB dont on parle depuis longtemps peinent à voir le jour. Des indicateurs complémentaires ont été proposés, le plus connu étant l'Indice de Développement Humain (IDH) créé en 1990 sous l'égide du Programme des Nations-Unies pour le Développement (Pnud). Il prend en compte l'espérance de vie, le niveau d'éducation et le revenu moyen pour évaluer le bien-être collectif d'un pays. Il existe aussi du côté de l'OCDE un indicateur de progrès véritable (IPV) et un indice de bien-être durable (Ided) qui intègrent tous deux la pollution, les inégalités sociales et le bénévolat. Ils apportent un éclairage intéressant : dans les pays d'Europe de l'ouest, l'IPV est à la traîne du PIB. Aux États-Unis il baisse même depuis les années 70. Un indicateur pour l'innovation, qui comptabiliserait le nombre de brevets délivrés et les dépenses en recherche et développement est aussi envisagé par le CSRI. Parmi les initiatives plus ambitieuses, visant cette fois à remplacer le PIB, on peut citer le Bonheur National Brut (BNB) imaginé au Bhoutan dans les années 70 et mis en place à partir de 2008, et le Revenu National Durable (SNI), ou PIB vert, qui déduit du PIB classique les coûts environnementaux de l'activité économique. Ce dernier est expérimenté en Chine depuis 2017.

Dans l'article de fin octobre 2020, *The Economist* ne s'en prend pas, pour une fois, à la mesure du PIB, mais à sa nature même en tant que « variable de flux ». Il évalue en effet des quantités produites pendant une période donnée (approche par la production, la plus courante), des rémunérations versées ou des dépenses effectuées (approches par les revenus

ou par la demande). L'hebdomadaire compare le PIB à un tuyau d'arrosage et les à-coups représentés par les confinements et leurs suites à des nœuds qui contraignent l'écoulement de l'eau. Mesurer le flux du liquide sur une période donnée est assez compliqué, car à un certain moment et pour un laps de temps indéterminé, rien ne sort du tuyau. Et même lorsque le déblocage a lieu le flux sortant est de toute manière limité par le diamètre du tuyau.

D'autre part, tout jardinier même amateur sait que ces nœuds, s'il se répètent, peuvent endommager le tuyau, augmenter les fuites et diminuer à terme son débit. En économie, cela pourrait signifier qu'en raison de la baisse des investissements observée en 2020 la croissance potentielle serait entravée et que les niveaux de 2019 ne seraient pas retrouvés avant au moins trois ans. Au final, « l'imprévisibilité du coronavirus et les ruptures qu'il occasionne rendraient les chiffres du PIB encore plus sujets à caution que d'habitude » et ne permettraient pas d'anticiper l'impact de l'épidémie sur la capacité de production. Le magazine britannique s'inquiète également de l'interprétation des chiffres. Aux États-Unis et au Japon, les statisticiens présentent la croissance du PIB par rapport au trimestre précédent sous forme d'un taux annualisé : ce qui signifie que l'on prolonge sur une année entière la performance (bonne ou mauvaise) du dernier trimestre concerné.

Avec l'alternance des confinements et des périodes « normales » d'activité à leur sortie, « la pratique a donné des chiffres étonnants et trompeurs ». Le PIB américain réel en Amérique aurait ainsi diminué à un rythme annualisé de 31 pour cent au deuxième trimestre, « ce qui semble suggérer que le Covid-19 a avalé près d'un tiers de la production économique américaine ». En fait, la production du deuxième trimestre n'était inférieure que de neuf pour cent à celle du premier, ce qui n'est pas rien mais reste « beaucoup moins dramatique ». Autre exemple beaucoup plus courant, car il ne se limite pas aux États-Unis et au Japon et relève de la simple arithmétique : lorsque le PIB d'un pays passe, pour cause de confinement, de mille milliards d'euros à 800 milliards en un trimestre, la baisse est de vingt pour cent. Si après la sortie de crise il remonte à 960 milliards à la fin du trimestre suivant, la hausse est aussi de vingt pour cent. Mais, calculés sur des valeurs différentes, les taux décroissants et croissants ne se compensent naturellement pas. Il n'y a pas de retour à la case départ, car on voit bien qu'au bout de six mois, le PIB est toujours inférieur de quatre pour cent à sa valeur initiale.

C'est ce que critique l'hebdomadaire, en constatant que le 29 octobre, le *Bureau of Economic Analysis* a annoncé que le PIB américain avait augmenté à un rythme annuel de 33 pour cent entre juillet et septembre, alors qu'en réalité la production n'a rebondi que de 7,4 pour cent par rapport au trimestre précédent et que le PIB américain était toujours inférieur de près de trois pour cent à sa valeur au 30 septembre 2019. Une manière fallacieuse de présenter les choses, qui arrange bien les autorités sans être toujours détectée par un grand public peu familier des pourcentages. ●

* Depuis les années 90 il est préféré au Produit National Brut (PNB), qui mesurait les richesses produites par les résidents d'un pays donné, sur leur territoire ou à l'étranger.



Plus de recul

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

KLEINE ZEITZEUGIN

Ich bin keine Systemerhalterin!

Michèle Thoma

Gott bewahre, ist schon Stress genug mich selber zu erhalten, mag sich komische Künstlerin zuraunen. Beschämt, aber auch irgendwie erleichtert. Hat sich ja herumgesprochen, dass Systemerhalter_innen, jetzt eher Systemrelevante genannt, Menschen sind, die Sinnvolles für unser Zusammenleben leisten, v.a. das, was so sinnvoll ist, dass keine_r es tun will. Sich über verstopfte Klos beugen, zum Beispiel. Was mit Betreuung zu tun hat, Regale betreuen, oder, noch schlimmer, Menschen. Kleine anstrengende Menschen. Alte anstrengende Menschen, die streng riechen. All das, was bei Influencer_innen nicht vorkommt. Etwas für *hard core* Idealist_innen. Oder für welche, denen nichts anderes übrigbleibt, ratlose Teenager, die plötzlich vor einer alten Dame stehen, um sie intim zu pflegen. Eigentlich wollten sie Top-model werden.

Im Sommer haben wir die Systemerhalter_innen aus den Augen verloren, die im Dunkeln sieht man nicht, die im Neonlicht der Spitäler auch nicht. Wir hatten Sommer, Gnade, bitte geht weg, ihr Spitalsphantome! Wurde kurz zur Kenntnis genommen, dass sie auf die Straße gingen, weil sie Cash statt Klatschen wollten, jaja, recht haben sie. Muss wirklich was geschehen. Die großen Massen schlossen sich ihren Demos nicht an. In Frankreich wurden Systemrelevante von Systemrelevanten verdroschen, Letztere auch Polizist_innen genannt.

Jetzt sind sie wieder da, in allen Nachrichten, immer bandagierter, immer verschanzter treten sie auf, manchmal direkt vor die Kamera, mit allzu menschlichem Blick. Flehentlich. Wobei sie immer professioneller werden, wie lobend betont wird. Besser ausgestattet. Besser ausgerüstet. Für Wellen und Tsunamis und Kriege. In dieser Montur, die immer ausgetüftelt wird und in der sie beinahe untergehen, nur diese menschlich flackernden Augen, erschöpft, unruhig. Sie flehen uns an, Dinge zu tun, die nervig und deprimierend sind, aber doch machbar und aushaltbar für die meisten von uns. Die das Glück haben, die ominöse Maske nur zwischendurch überzustreifen. Die ihre Flegelinnenjahre längst hinter sich haben, das Glück haben nicht mehr von Hormonschüben terrorisiert werden. Für die es auch okay ist, mit einem guten Buch, einem guten Wein in der guten Stube. Die diesen Luxus eben haben. Während die

*Die, die jetzt im Schweiß
ihres unsichtbaren
Angesichts im weißen
Rampenlicht der
Intensivstationen stehen,
kommen vermutlich gar
nicht dazu sich den Kopf
zu zerbrechen.
Über das System.*

Systemrelevanten hamsterradeln um das System, um das sich immer schrecklichere Mythen ranken, am Laufen zu halten. Manchmal kollabieren sie.

Nein, ich bin keine Systemerhalterin, sagt sich tragikomische Künstlerin bescheiden, und ein bisschen erleichtert. Wobei ... sind nicht all die Wunderlichen auch systemerhaltend, sogar supersystemerhaltend? Wie uns Träumer Frederick von Leo Lionni so tröst-

lich lehrt. Der Unbrauchbare, nicht mal fähig Körner zu sammeln, der in der Mäusehöhle seine Mitmäuse-riche davor bewahrt, vor Langeweile zu sterben. Eine Hommage ist dieses Kinderbuch an alle Kreativen, auch an die ohne Lorbeerkrantz. Ohne die wäre ein langer Höhlenwinter kaum durchzustehen.

Systemerhalter_in, hm, darf das, geht das, System, das muss ja weg, ist ja mit Kapital? grübelt wohl der eine oder der andere Schöpfer. Nur irgendwie nervig, dass die Rechten auch dauernd dieses Wort im Mund führen, mit Hitler in einer Höhle in der Arktis.

Europa versinkt mehr und mehr im Winterschlaf, wie es mancherorts etwas euphemistisch heißt. Die stillste Zeit des Jahres schickt sich an, ihrem etwas aus der Mode geratenen Namen alle Ehre zu machen. An vielen Orten ist alles abgeschaltet außer dem Systemrelevanten. Die sich selber so nennende Kulturnation Österreich etwa hat Waffengeschäfte als systemrelevante Orte erkoren, sperrt Museen, Büchereien, Galerien. Die lässt Luxemburg weise offen. Bekanntlich sind Menschen dort meist in Zwiesprache mit einem Bild, einem Buch, selbst Bücherratten benehmen sich. Während die, die jetzt im Schweiß ihres unsichtbaren Angesichts im weißen Rampenlicht der Intensivstationen stehen, vermutlich gar nicht dazu kommen sich den Kopf zu zerbrechen. Über das System. Dass es faul ist, wissen sie. ●



CHRONIQUES DE L'URGENCE

Faire cesser l'impunité

Jean Lasar

L'institution d'un crime d'écocide et de son pendant, des juridictions capables de poursuivre ceux soupçonnés d'en être coupables, ne sont plus un luxe. La question se posera tôt ou tard, lorsque les dégâts causés par la détérioration des équilibres terrestres infligeront à un nombre croissant d'humains d'incom-

mesurables souffrances. C'était l'exigence de Polly Higgins, l'avocate écossaise décédée l'an dernier qui a inlassablement lutté pour que le crime d'écocide soit reconnu et poursuivi.

Les dirigeants des grands groupes pétroliers font partie de la première fournée d'inculpés à traduire devant la future Cour chargée de juger ce type de crime contre l'environnement et le climat. Les recherches de Naomi Oreskes et Erik Conway, étayées depuis par de multiples révélations, ont démontré que loin de se contenter de satisfaire une demande pour leurs produits, ces groupes ont activement semé le doute sur les risques climatiques dès les années 1970, et ce alors que leurs états-majors en étaient parfaitement conscients. A l'égard de la crise climatique, Il n'y a pas de commune mesure entre la responsabilité du banlieusard qui, faute d'alternative, fait le plein de diesel pour aller travailler, et Ben van Beurden, le CEO de Shell, qui dit investir en 2020 un à deux milliards de dollars par an dans des sources d'énergie propre contre 24 à 29 milliards dans le pétrole et le gaz, tout en prétendant souscrire aux objectifs de l'accord de Paris.

Les vastes opérations d'enfumage et de manipulation de l'opinion orchestrées par les « mar-

chands de doute », comme les ont baptisés Oreskes et Conway, se poursuivent. Les élections sénatoriales dont l'équivalent d'un second tour se dérouleront en janvier en Géorgie, avec pour enjeu la majorité au Sénat américain, sont l'occasion de pointer du doigt un autre candidat à un futur procès pour écocide. Charles Koch, le survivant des fameux frères Koch, un milliardaire à la tête d'un vaste conglomérat actif surtout dans les hydrocarbures, a versé au moins 33 millions de dollars en faveur des récentes campagnes de sept candidats républicains au Sénat. Pour faire élire ses deux poulains en Géorgie et ainsi s'assurer que le Sénat reste un obstacle à toute législation fédérale sérieuse en faveur de la transition énergétique, il s'apprête à leur verser à nouveau des millions. *Vanity Fair* dit de lui, en toute simplicité, qu'il est « une des pires personnes sur terre ». Lui et son frère ont dépensé des centaines de millions de dollars ces dix dernières années pour défendre leur agenda ultra-libéral et tuer dans l'œuf toutes mesures sérieuses d'action climatique. À l'encontre des van Beurden et Koch de ce monde, ainsi que des gouvernants qui les soutiennent, il est urgent, en instituant le crime d'écocide, de lancer un avertissement solennel et de faire éclater la bulle d'impunité dans laquelle ils se complaisent. ●

ZU GAST

Stark aus der Krise

Die Krise, die unser Land und die Welt derzeit durchlebt, verändert unsere Gesellschaft auf vielen Ebenen. Sie verändert den menschlichen Umgang miteinander. Sie verändert unser Verständnis in Hinsicht auf das menschliche Eindringen in die Natur. Und sie hat enorme Auswirkungen auf die junge Generation.

Nicht zuletzt markiert die Coronakrise aber auch eine regelrechte Zäsur für das Zusammenspiel von Staat und Wirtschaft. Es wird immer offensichtlicher, dass der freie, uneingeschränkte Markt nicht die richtigen Antworten auf die heutigen Herausforderungen hat, weder im Kampf gegen Pandemien, noch in der Wohnungs- oder der Klimakrise. Der Staat muss somit vermehrt in die Wirtschaft eingreifen, so wie er es jetzt in der Coronakrise tut.

Zum einen investiert der Staat noch mehr als vor der Krise, um Luxemburg auf die Zukunft vorzubereiten mit hohen Investitionen in Energieeffizienz und erneuerbare Energien, in den öffentlichen Nahverkehr, in den Wohnungsbau und auch ins Gesundheitssystem. Zum anderen unterstützt der Staat mit großzügigen Hilfen sowohl Arbeitgeber als auch Arbeitnehmer, um unsere Wirtschaft zu erhalten und die sozialen Folgen der Krise abzufedern.

Diese Investitionspolitik ist genau das, was unser Land jetzt braucht. Doch es bleibt die zentrale Frage, wie der Staat seinen Haushalt in den nächsten Jahren auf stärkere Beine stellen und gleichzeitig die Bekämpfung der zahlreichen Krisen, mit denen unsere Gesellschaft konfrontiert ist, finanzieren kann. Ein Teil der Antwort liegt sicherlich in der Steuerpolitik und einer gerechteren Verteilung der Steuerlast.

Dazu gehört, dass der Preis der Umwelt- und Klimaverschmutzung nicht auf die Allgemeinheit abgewälzt, sondern vom Verursacher getragen wird. Durch die Einführung der CO2-Bepreisung wird das Verursacherprinzip zu einem fundamentalen Teil unseres Steuersystems, wobei der finanziellen Situation der Haushalte Rechnung getragen wird.

In den nächsten Jahren gilt es, das Verursacherprinzip in unserem Steuersystem

auszubauen, um so einerseits klimafreundliches Verhalten zu belohnen und andererseits neue Einnahmen zu erschließen, mit denen Zukunftsinvestitionen finanziert werden können. Um die Finanzen des Staates krisenfester aufzustellen, sollen außerdem die Auswirkungen der Haushalts- und Fiskalpolitik systematischer auf die sozial-, umwelt- und klimapolitischen Ziele bemessen und angepasst werden.

François Benoy (Déi Gréng) ist Budget-Berichterstatler 2021

Zur Steuergerechtigkeit gehört aber auch, dass Kapitalerträge konsequenter als bisher besteuert werden. Die Reform der Besteuerung von Investmentfonds (FIS), die in luxemburgische Immobilien investieren ist hier ein erster richtiger Schritt. Gleichzeitig sollten aber auch Steuerbegünstigungen regelmäßig auf ihren Nutzen hin evaluiert und wenn nötig angepasst werden. Ein gutes Beispiel ist die Regelung zur beschleunigten Abschreibung („Amortissement accéléré“) bei Mietwohnungen, die mit dem Haushaltsentwurf für 2021 reformiert wird.

Trotz oder vielleicht gerade wegen der Corona-Krise stehen die Zeichen der Zeit immer mehr in Richtung einer Gesellschaft, die im Einklang mit dem Planeten und dessen Ressourcen leben will. Dafür muss der Staat eine größere Rolle dort übernehmen, wo der freie Markt keine guten Antworten findet. Er muss neue Wege gehen und darf nicht davor zurückschrecken, mit alten Mustern zu brechen. Luxemburg ist hier seit ein paar Jahren auf einem guten Weg. Nun gilt es, die richtigen Lehren aus der Krise zu ziehen und diesen Weg noch ambitionierter weiter zu beschreiten. ● François Benoy

VD'GEDICHT VUN DER WOCH



Coronamonitor

Jacques Drescher

Um Briefing steet d'Regierung;
Si steet do ganz stabil.
De Premier an d'Ministesch,
Déi schwätze mat Gefill.

Hir Zuele gi no uewen;
D'Belëiftheet kennt keng Grenz.
Si mussen waakreg bleiwen;
Dat weist hir Kompetenz.

D'Ministesch ass gedëllig;
„Dee Virus gëtt net midd;
En ass nach ganz enegresch
A bleift am Wanter fit.“

Den Asselborn léisst Plommen;
Dee Virus ass net fair.
Zwar geet en iwwer Lächen,
Mee d'Paulette huet e gär.

Longtemps, ce n'était qu'un phénomène américain : faire de la question climatique une question identitaire. Le déni de l'urgence climatique est aux États-Unis le plus souvent couplé à l'affirmation d'une identité politique républicaine, évangélique ou libertaire. Aux yeux de nombreux Américains, la crise climatique est une supposition à laquelle on peut choisir de ne pas croire. Les Européens acceptent quant à eux les calculs du Groupe d'experts intergouvernemental sur l'évolution du climat (GIEC). La droite conservatrice et surtout l'extrême droite ont plutôt tendance à nier que les humains sont à l'origine des excès de CO₂. Cependant il y a une année un nouveau phénomène a émergé : Il est devenu à la mode de discréditer les jeunes activistes du mouvement écologiste « Fridays for Future » en lui accolant une terminologie religieuse... et donc d'imiter le débat américain en le communautarisant et en l'idéologisant.

Ainsi Rémy Prud'homme, professeur d'économie émérite (Paris XII), s'exclame sur le site libertarien *Contrepoints* que le mouvement Fridays for Future (FFF) ne serait qu'une religion avec Greta en Sainte suprême. Ce constat suffirait pour comprendre le mouvement FFF : « On a sans doute là un début d'explication du phénomène. Le réchauffisme est une religion. » Ce discours religieux qui a pour but de dénigrer le mouvement se retrouve dans différents médias, notamment dans la *Neue Zürcher Zeitung*. En août 2019, le théoricien des médias Norbert Bolz écrit que l'engagement pour l'écologie serait infantile. Cette génération d'activistes générerait des sentiments qui rappellent « l'extase religieuse ». De plus, ces « éco-prophètes » seraient les plus ardents ennemis de la modernité. Finalement, son argumentation bascule dans celle des théories du complot : le but de cette « religion verte » serait d'alimenter le commerce de produits bio, car elle serait financée par celui-ci.

Le 5 octobre 2019, le député CSV Laurent Mosar tweetait : « Die Rufe radikaler Klimaapostel nach einem autoritären Staat sollten uns hellhörig machen... » Un jour avant, il avait expliqué sur le même média : « Ich nehme den Klimawandel ernst, bin aber zunehmend genervt von den Weltuntergangspropheten die mir jeden Tag das Ende der Welt ankündigen... » Avec ce tweet, il confirmait une fois de plus que la droite européenne ne remet pas en cause la réalité du réchauffement climatique, mais voudrait plutôt jouer le jeu des catégorisations identitaires en employant une terminologie religieuse.

À côté de cette position mosarienne se trouvent quelques rares climato-sceptiques refusant de prendre au sérieux les données du GIEC, car elles émaneraient d'entreprises foncièrement idéologiques. Certes, il existe des études scientifiques qui cachent leurs intérêts financiers ou qui communiquent des conclusions encore provisoires comme étant des faits établis. Cependant, le GIEC n'est pas une petite boîte qui travaille pour un financier de l'industrie privée. En tant que réseau transnational, il œuvre pas non plus en faveur d'un seul État-nation – même si des scientifiques représentant différents gouvernements négocient avec lui. Il s'agit d'un organisme intergouvernemental qui travaille avec une centaine d'experts, spécialistes de divers domaines et employés principalement par des structures universitaires englobant différentes disciplines, institutions et continents. Par ailleurs, ses membres ne cachent pas leurs débats sur des sujets controversés à l'intérieur même du GIEC. Et finalement, ces chercheurs ne prescrivent pas de remèdes politiques et se limitent à présenter les (futurs) scénarios écologiques possibles.

Mais Greta ne serait pas Greta si elle affirmait que différentes formes de savoirs ne peuvent pas se côtoyer. C'est une jeune fille qui, par principe, ne joue pas la carte de la concurrence des savoirs-faire – un jeu qui empoisonne beaucoup de débats. Début octobre 2019, elle s'est rendue à une manifestation organisée par des indigènes américains du Dakota du Sud et a affirmé que les voix de ces personnes doivent être entendues : « On doit les écouter, car ils ont un savoir qui est actuellement nécessaire ». Et on pourrait presque soupçonner qu'un leader Sioux ait rétorqué aux essayistes qui adorent comparer Greta à une sainte pour se moquer d'elle, en proposant de l'honorer avec une expression lakotienne qui veut dire « La femme venant du ciel » (« Mahpiya Etahan hi wi »).

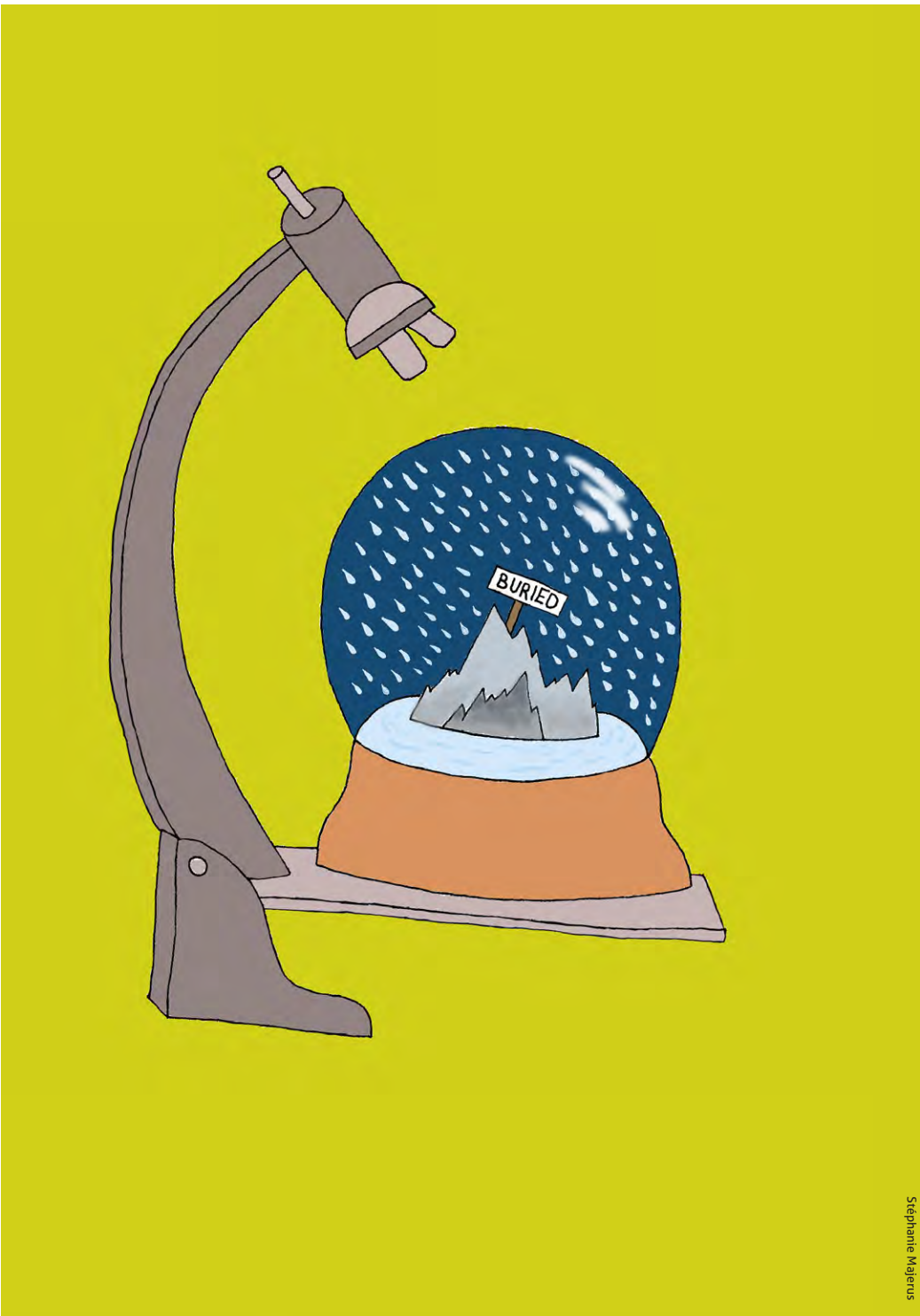
Lorsque Greta nous appelle à prendre au sérieux la science, cela n'implique pas que le monde doive se transformer en marionnette d'une « politique scientifique », où une classe d'experts dicterait la manière dont nous devrions vivre, ce qui s'apparenterait à une société antidémocratique. Elle propose que dans chaque débat démocratique, nous partions du constat, malheureusement non négociable, que la crise climatique constitue une urgence mondiale. Les institutions démocratiques doivent assurer que le public puisse examiner, dans un échange continu, quelles actions collectives peuvent être justifiées politiquement, juridiquement et éthiquement.

S'ajoute à cette demande au sein du mouvement écologiste une veine créative pour mobiliser l'héritage rituel de l'humanité. Ainsi, en Islande, des écologistes se sont retrouvés en août dernier pour les funérailles d'un glacier. Le 20 septembre, une cérémonie d'enter-

Sainte Greta et la termitière

Stéphanie Majerus

Science, perspectivisme et changement climatique



Pour tout mouvement, il est nécessaire de mobiliser l'imaginaire et la dimension émotive

rement se tenait également sur le Pizol, dans le canton de Saint-Gall. Elle a été initiée par Matthias Huss, un glaciologue de l'École polytechnique fédérale de Zurich (ETH).

Il y a un peu plus d'un siècle, le sociologue Émile Durkheim écrivait que l'un des moteurs importants de chaque communauté serait « l'effervescence collective ». Ce sont des moments d'émotion partagés dans lesquels l'attention et l'émotivité des personnes présentes convergent et se renforcent mutuellement. Le psychologue Robin Dunbar parle en occurrence de rituels, d'activités qui stimuleraient la libération d'endorphines. Ainsi, les rituels seraient un excellent outil pour intégrer une grande masse de personnes dans un seul corps social, sans qu'aucun contact direct entre celles-ci ne soit nécessaire. Un état incontrournable, si l'on a pour objectif de survivre en tant que groupe.

Pour tout mouvement, il est probablement nécessaire de mobiliser l'imaginaire et la dimension émotive

– et les jeunes « hystériques » de Fridays for Future le font de manière non-violente et originale. Le proche de Norbert Bolz aux jeunes selon lequel ils cultiveraient l'extase peut alors se traduire dans un constat : ils savent qu'une contestation ne se nourrit pas seulement de chiffres abstraits. En revanche, ces dynamiques de groupe peuvent aussi provoquer un malaise : en observant Extinction Rebellion on peut se demander si ce groupe a une ligne suffisamment claire et démocratique pour ne pas dériver sur une mauvaise pente. Les collectifs ont cela de particulier qu'ils permettent à des individus de se dépasser – pour le meilleur et pour le pire. Les rituels et les démonstrations sont des technologies culturelles qui ne sont pas toujours des placébos... mais peuvent se transformer en nocébo.

La personne qui a le plus expérimenté ces dynamiques basées sur des rituels est l'activiste éco-féministe Starhawk. Et peut-être a-t-elle trouvé des pistes pour ne pas rester coincée dans les sables mouvants de l'activisme purement contestataire. La philosophe Emilie Hache, qui s'est penchée sur l'approche de Starhawk, écrit que prendre part aux mouvements d'action directe non violente (pour la paix, contre le réchauffement climatique, etc.) constitue une façon de pratiquer la magie : Il s'agirait d'un art qui sert à fabriquer « un nouveau sens du possible ». Réduire la peur en l'exprimant, tel serait l'acte magico-politique : « Le fait même de la faire exister collectivement transforme cette émotion personnelle, 'incapacitante', en un problème politique, mais donc immédiatement aussi en une source possible d'émancipation collective. » Le second acte consisterait à nommer ce que l'on souhaite voir à la place du désespoir : c'est ce que Starhawk appelle « créer une vision ». Il s'agit donc de dispositifs qui nous protègent du cynisme, du *business-as-usual* et du désespoir.

Et quand Greta proclame qu'il faut prendre au sérieux le savoir des indigènes, nous pouvons ajouter que ceci est déjà le cas dans les sciences humaines. Désormais, on remet en cause l'universalité de l'opposition entre nature et culture. L'anthropologue Philippe Descola nous dit que le mot « culture » n'a que peu d'importance pour les peuples de l'Amazonie. Cela ne veut pas dire selon lui qu'il faudrait cultiver des idées romantiques : La nature n'est pas une mère bienveillante et indulgente. Les peuples indigènes d'Amazonie ou de Sibérie savent que lorsqu'ils partent à la chasse, ils peuvent tout aussi bien être les chassés. Ce n'est pas dans une nature immaculée et sauvage que les anthropologues veulent nous conduire. Selon eux, pour comprendre la crise climatique, il faudrait désormais partir du constat que l'humain à un rapport au monde profondément symbiotique.

La frontière entre un organisme et son entourage est floue et chaque humain s'avère déjà un écosystème complexe habité par différentes formes de vivants – bactéries, microbes... Ou comme le rappelle Michael Hampe dans *Tunguska oder Das Ende der Natur* pour remettre en cause la dichotomie culture/nature : parfois la nature nous entrave par la maladie ou la mort. Mais ce n'est pas pour cette raison que Hampe voudrait que le terme « nature » prenne sa retraite. Pour lui il faudrait arrêter de prétendre qu'elle existerait comme un objet d'expérience et d'observation qu'on pourrait capter dans sa totalité (*im Gesamtzusammenhang*).

Pour la philosophe islandaise Guðbjörg Ran-nveig Jóhannesdóttir, c'est justement le corps qui connecte le sujet humain à son environnement. Nous faisons partie du monde, car nous sommes des êtres incarnés (« embodied »). Notre être au

monde n'est pas seulement logico-cognitif, mais serait avant tout expérimentiel au quotidien. En outre, l'humain reste l'animal par excellence qui vit dans des groupes qui sont profondément façonnés par un « sens partagé » (« shaped by shared meaning »). Et justement ce sens partagé a une dimension matérielle et métaphysique : il se manifeste dans nos idées mais aussi dans nos technologies ainsi que nos manières de vivre qui... transforment profondément le monde.

Dans une veine similaire, la sociologie contemporaine est actuellement agitée par la notion de « relation au monde ». Ainsi, Hartmut Rosa écrit dans son livre *Résonance : une sociologie de la relation au monde* que les sujets ne se tiennent pas « face au monde », mais « dans le monde ». Un monde auquel « ils sont inextricablement liés et dont ils sont séparés par des frontières plus ou moins mouvantes ». En relisant les théories durkheimiennes à travers les lunettes des sciences sociales du XXI^e siècle, on pourrait réfléchir à les élargir à notre rapport au monde. Car les actions collectives ne transforment pas seulement les rapports entre humains, mais aussi ceux entre humains et non-humains. C'est pour cela que les funérailles des glaciers se déroulent sur un lieu précis : là où se trouve encore un reste de glace morte sous des éboulis et des gravats.

Cependant, il ne serait pas juste de dire que seules les sciences sociales, les peuples indigènes et Greta s'intéresseraient aux liens entre nature et culture, vivant et non-vivant, l'individu et le monde. Ainsi dans le livre *Underbug – An Obsessive Tale of Termites an Technology*, la journaliste Lisa Margonelli nous fait part de réflexions d'un entomologiste : « Il y a des questions difficiles auxquelles les scientifiques sont confrontés. Pourquoi dit-on que le termite est vivant mais pas la termitière ? », demande-t-il. Chaque organisme veut transformer son environnement à son avantage, créer de l'ordre, de l'homéostasie. Mais l'entomologiste va encore plus loin dans son analyse : il ne voit pas seulement dans la termitière une zone d'homéostasie, mais une mémoire externe et collective, une zone dans laquelle les termites individuels se transforment en quelque chose qui est plus que la simple somme de ses parties. La termitière accomplit des exploits dont le termite seul ne serait pas capable. Tout comme le mouvement Fridays for Future a un impact qu'un activiste seul ne pourrait avoir.

Ces réflexions élaborées en sciences humaines ou par des scientifiques sur le terrain ne sont pas si distincts de ceux qu'expriment certains peuples indigènes. De plus, les ethnologues disent que les chasseurs-cueilleurs accordent par moments des points de vue aux plantes et aux animaux. Cet « exotisme » aussi peut fondre sous nos yeux si nous lisons les motivations qu'a avancées le glaciologue Matthias Huss pour les funérailles du glacier Pizol. Il déclarait à l'*Independent* : « J'étais d'innombrables fois sur ce glacier. C'est comme la mort d'un bon ami. »

En se penchant sur la biographie d'Alexander von Humboldt (1759-1859), telle que rédigée par Andrea Wulf, il est possible de découvrir une pensée similaire. Pour Humboldt, la nature n'est pas seulement à découvrir à travers les instruments scientifiques, car il y a des aspects qui ne sont pas mesurables. Cependant, pour y avoir accès, l'humain dispose d'un instrument. La nature lui parle à travers un langage qu'il connaît : celui de son âme (*Gemüt*). Pour avoir accès à ce langage, il faudrait combiner ses observations avec ses perceptions et son imagination subjective.

Les scientifiques de l'époque romantique considéraient la nature comme une danse perpétuelle entre différents sujets qu'on pourrait nommer « coévolution ». Pour appréhender cette danse il faudrait cultiver le multi-perspectivisme : voir le monde à travers les points de vue des plantes, des animaux, des champignons et ainsi de suite. Et ma voisine qui va promener son chien chaque jour, qu'en pense-t-elle ? En l'observant parler à son chien comme à un être avec une subjectivité propre, on peut s'imaginer quelle devrait adhérer à cette pensée.

Évidemment, la méthode de Humboldt n'est pas appliquée par les scientifiques du GIEC. Depuis la seconde moitié du XIX^e siècle, les sciences naturelles ont érigé toutes sortes de nouveaux instruments qui servent de bastion contre la subjectivité du chercheur – ce qui a permis l'extraction de données plus précises dans un certain nombre de disciplines. Mais le politique et le culturel ne sont pas devenus totalement absents des quêtes scientifiques : chaque société décide sur quels phénomènes elle veut produire du savoir.

Ainsi, pour comprendre ce que cela pourrait être que « la nature », comment les humains vivent dans leurs environnements et les rapports aux mondes qui se créent, il faut recourir aux sciences humaines. Enfin, il y a des « vérités » auxquelles seulement l'art nous donne accès. Lire un roman, c'est aussi voir le monde à travers d'autres yeux, c'est se mettre dans la tête de quelqu'un d'autre. Le perspectivisme n'est pas inutile. Il peut protéger de l'enfermement dans des identités figées et communautaristes. ●

Matériaux-thèque

●●●●●

Pour la carte blanche artistique de ce mois (à voir en page 17), *d’Land* a fait appel au bureau NJoy, fondé par Nathalie Jacoby en 2003. L’architecte d’intérieur avait commencé sa carrière auprès de Jean-Michel Wilmotte, puis au Musée National aux côtés de Richard Peduzzi et Christian Bauer. Tout en réfutant le mot « style » et en revendiquant une adaptation aux demandes et besoins des clients, elle sait que son travail est reconnaissable, notamment par le choix de matériaux peu travaillés, laissés purs et « non faussés ». Si on lui connaît de grands projets de prestige comme la scénographie de *Family of Man* au château de Clervaux ou les appartements du Royal Hamilius, Nathalie Jacoby signe aussi de nombreux aménagements de lieux culturels, de bureaux ou pour des particuliers. « J’aime travailler à dimension humaine et pouvoir ainsi rentrer dans le détail de l’environnement. » Elle opère aussi au niveau de la muséographie ou la scénographie (par exemple dans la restructuration du Musée de la Résistance). Pour cette page *Land Art*, NJoy a fait appel à une de ses collaboratrices, Lisa Rukavina qui a réalisé un collage à partir d’éléments et de matériaux mis en œuvre dans des projets du bureau. Elle recompose ainsi une nouvelle architecture en se la

réappropriant, « un peu comme font les utilisateurs, en fait. » [fc](#)

NOMINATION



Femme de culture

●●●●○

L’ASBL Coopérations à Wiltz comprend un ensemble de structures et initiatives culturelles - le centre culturel Prabbeli et son cinéma, la Nuit des lampions, le Festival de Wiltz (depuis 2017) – et à vocation sociale - Centre Socioculturel Régional Bureau de la Jeunesse Éislek ou les installations inclusives Centre Loisirs et Weeltzer Haus. Alors qu’elle avait mené, avec succès la direction et la réorientation du Festival de Wiltz depuis 2016, Elvira Mittheis (photo : Coopérations asbl) se voit désormais nommée directrice de l’ensemble de Coopérations. Cette Autrichienne de 48 ans vit au Luxembourg depuis 2007 où elle a travaillé dans les centres culturels Cape d’Ettelbruck et Neimënster. Très appréciée de la scène culturelle, elle est également membre

des conseils d’administration des associations Cultur’all et Trois C-L. Elle commencera sa mission dès le 1^{er} décembre. [fc](#)

LIVRES

Buchpräis

●●●○○

Quand certains se demandent si les librairies sont ou non « essentielles » (la réponse variant bizarrement d’un pays à l’autre), la promotion du livre et de la lecture ne peut qu’être valorisée. C’est dans le cadre de la campagne du ministère de la Culture *Are you reading Luxembourg ?* qu’a eu lieu jeudi soir la remise du Lëtzebuurger Buchpräis qui se tient généralement dans le cadre des Walfer Bicherdeeg, annulés cette année. Depuis 2006, la Fédération des éditeurs luxembourgeois organise le Lëtzebuurger Buchpräis qui prime des livres dans les catégories « Littérature », « Livre thématique », « Livre pour enfants » et « Meilleur design ». Cette année, le jury était composé de Josée Hansen (journaliste), Martine Mathay (BNL), Tim Reuter (CNL), Babeth Neiers (agence de design rose de claire) et Roland Harsch (écrivain). C’est à la Bibliothèque nationale et en *livestream* que les lauréats ont été dévoilés. Le livre *Zeechen*, de Samuel Hamen et Marc Angel (éditions guy binsfeld) remporte le prix dans la catégorie littérature. Le prix du livre pour enfants va à *De Wille leeft am Bësch* de Diane Orban et Myriam Karels (Editions Schortgen) qui remporte

aussi le prix du public. Enfin, le livre *Grossherzogin Marie Adelheid von Luxemburg. Eine politische Biografie (1912-1919)* de Josiane Weber (éditions guy binsfeld) se voit attribuer non seulement le prix dans la catégorie livre thématique mais aussi le prix du design. [fc](#)

Sur un plateau

●●●○○

Régulièrement, le Fonds Kirchberg missionne des photographe pour suivre l’évolution de ce quartier en perpétuelle mutation. Après deux volumes *États des lieux* avec plusieurs photographe, un zoom sur le Pont Rouge (par Romain Girtgen) ou une vision plus humaine et très *street photography* par Yvon Lambert, c’est Marc Theis (photo : rue des Labours), photographe d’origine luxembourgeoise, vivant à Hanovre qui s’y colle. Il a exploré le plateau de Kirchberg en 2019 avec le regard neuf du voyageur qui vient d’arriver. À travers cent photographies, *(In)Progress* s’attache aux évolutions récentes du plateau. Les chantiers, les grues et les palissades sont omniprésents, mais le photographe regarde aussi les détails de plus près et met l’accent sur ce qui pourrait paraître anodin pour constater



des ruptures, des transitions entre les traces d’un urbanisme passé et la promesse d’un nouvel essor. À force de voir des photos du Kirchberg, on se lasse sans doute de cette esthétique de la grille, des reflets dans les façades vitrées et des constructions symétriques. Les images de nuit et les intérieurs sont peut-être les plus intéressantes car elles offrent des vue moins classiques. Outre les photos, le livre comprend des textes de Bernd Künne, Anabel Witry, Heiner Monheim, Philip Birget et Luc Marteling sur l’évolution du Kirchberg. À commander auprès du Fonds Kirchberg au prix de trente euros. [fc](#)

BIENTÔT NOËL

La nuit au musée

●●○○○

« Ce soir-là, l’heure bleue descendait doucement sur la ville. Les musées avaient fermé leurs portes. Les visiteurs étaient tous partis. Tout semblait endormi, pour faire place à la nuit. » C’est ainsi que commence *Mystères aux musées* de Marie-Isabelle Callier (textes et dessins), édité par l’association de Amis des musées. Le livre est proposé en deux versions de chaque fois deux langues (français / anglais et allemand / luxembourgeois). L’histoire est assez mignonne, bien que très convenue et tirant un filon largement exploité : un personnage s’échappe d’une tableau - ici le *Fawn* d’une photo d’Oleg Dou, dans la collection du MNHA - et visite différents lieux. Les six musées qui

sont présents dans la capitale sont ainsi passés en revue, avec à chaque fois, des zooms sur certaines dont (rendons à César ce qui lui revient) celles offertes par les Amis des musées. C’est joli, didactique sans être pompeux et politiquement très correct. Ce sera un joli cadeau de Noël pour les enfants sages à qui on a appris à ne pas courir dans les musées. En vente dans les librairies des musées, les libraires (Alinéa, Ernster, Um Fieldgen, Diderich) et à la Luxembourg House au prix de 20 euros. [fc](#)



Bonne cause

●●●○○

Le Bazar de la Croix-Rouge est traditionnellement un événement où l’on va glaner des cadeaux en servant une cause. Bien évidemment, cette année, le Bazar est en grande partie virtuel. Une des initiatives a retenu notre attention: ArtWorks propose une vente aux enchères d’œuvres d’artistes luxembourgeois. En collaboration avec la galerie Nosbaum Reding, Tina Gillen, Armand Strainchamps, Mike Bourscheid, mais aussi Lorena Nuno ou Armand Quetsch (photo) participent avec des œuvres à partir de 700 euros. On pourra découvrir les œuvres au concept store Bazar On Tour au Royal Hamilius ou enchérir en ligne ([event.croix-rouge.lu](#)) à partir de dimanche. Les meilleures offres seront conclues

le 29 novembre et le résultat de la vente sera partagé entre la Croix Rouge et les artistes. [fc](#)

Tzeedee

●●●○○

Le talent de conteuse de Betsy Dentzer n’est plus à démontrer. Des dizaines de bout’chous de tous âges (et leurs parents) on pu s’en rendre compte lors des spectacles qu’elle crée aux Rotondes ou ailleurs. Son point fort est de ne pas prendre les enfants pour des idiots et d’utiliser son savoir faire pour ajouter un sous-texte pédagogique ou psychologique. On sera donc ravis de la retrouver avec *Ënnerwee*, quatre récits en luxembourgeois qui composent un voyage à travers le monde (illustration: Lis Eich). Comme sur les deux premiers CD, elle est accompagnée par l’accordéoniste Nataša Grujovic. Comme dans les spectacles éponymes, Betsy Dentzer s’éloigne de la tradition européenne du conte pour adapter des histoires venant de plus loin: Canada, Japon, Venezuela et Congo. On se surprendra à découvrir des parallélismes entre les contes des différents continents tant ce type de récit entre en résonance avec des mythes profonds. [fc](#)



Land

20.11.2020



ART CONTEMPORAIN

25 ans de collection

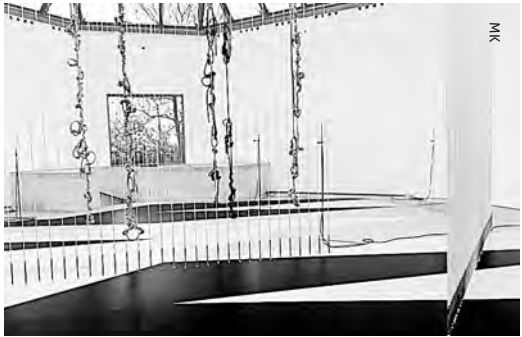
●●●●○

Bien avant que le Mudam prenne ce nom et même avant qu’on dise « Pei Musée », le Fonds Culturel National, alors présidé par Paul Reiles, avait entamé un processus d’achats d’œuvres contemporaines en 1996. On peut donc considérer que la collection du Mudam va fêter ses 25 ans. C’est en tout cas l’argument (et le titre) de l’exposition qui commence ce samedi et occupera tout l’étage du sous-sol du musée (photo : sb). Si la plus vieille pièce de la collection - le mobilier d’une chambre pour le sanatorium Paimio, conçu par Alvar Aalto entre 1931 et 1933 – ne sera pas montrée, les commissaires Lisa Baldelli et Marie-Noëlle Farcy ont choisi une quarantaine d’œuvres dans une approche non-chronologique, s’intéressant plutôt aux rapprochements et résonances formels, aux processus ou aux attitudes dans l’art contemporain. « Elle souligne par exemple l’influence de l’art conceptuel ou minimal sur les pratiques contemporaines, mais aussi la façon dont figuration et abstraction entretiennent un dialogue toujours renouvelé », expliquent-elles. L’accrochage sera, nous dit-on, évolutif, revisité au cours de l’année 2021 alors que l’exposition est prévue jusqu’en avril 2022. À 25 ans, la collection du Mudam est donc à peine adulte et comprend seulement 700 œuvres. Elle a été constituée au fur et à mesure des directions et des comités scientifiques successifs, chacun orientant les choix artistiques et stratégiques. Longtemps, les

acquisitions ont été vue comme une sorte de « mal nécessaire », alors que les expositions (et surtout le fonctionnement et le bâtiment) raflaient une grande partie de la dotation du musée (huit millions d’euros en 2020). En 2014, le Mudam avait même désaffecté sa ligne d’acquisition afin de pouvoir payer ses frais courants. En ces temps où les déplacements internationaux sont plus que mis à mal et où les artistes, les commissaires et les œuvres ne circulent pas ou presque, les musées ont peu d’autres choix que d’exposer leur collection. C’est ce que Suzanne Cotter avait engagé dès ses débuts au Kirchberg. « Un budget de 1,5 million d’euros serait bien, cela nous permettrait des acquisitions et des commandes. Il faut acheter des œuvres-phares et suivre des artistes dès le début » (*d’Land* 18.05.2018). Aujourd’hui, le budget d’acquisition est cependant toujours de 620 000 euros et le Mudam dépense des sommes considérables pour que la conservation des œuvres se fasse dans des conditions muséales optimales (au point de vue sécurité, mais aussi hygrométrie et température) en les stockant au Freeport en 2019. Les présentations successives d’extraits de la collection en montre pourtant le niveau et la variété. [fc](#)

BYLINE

Objet sculpture



Il se noue un dialogue entre les formes de Leonor Antunes

et les lignes du Mudam au Pavillon Leir

Leonor Antunes, artiste portugaise, née en 1972 à Lisbonne, qui vit à Berlin, propose au Pavillon Leir du Mudam, une déambulation entre « des intervalles, des vides et des jonctions ».

leoh Ming Pei a dessiné la coupole de verre du Pavillon en référence aux échauguettes de l'occupation espagnole. Puis, l'architecte a classiquement disposé les murs suivant la forme géométrique de l'octogone. Enfin, en héritier de la culture chinoise, il inclut la perspective de l'extérieur par une ouverture parfaitement axée. Leonor Antunes joue là, d'un vocabulaire et des matériaux simples : acier, corde, cuir et laiton. C'est la dernière en date de ses mises en espace rigoureuses *Joints, voids and gaps*. Mais les cordes à nœuds qui dansent sous nos yeux, dialoguent en harmonie avec l'escalier sculpture hélicoïdal et sa rampe organique. On les voit à travers des rideaux d'autres cordes, verticales qui dessinent comme une onnée.

C'est vibrant les jours de soleil, juste ponctué de quelques points lumineux par mauvais temps

Leonor Antunes a doublé la base de la verrière en y installant une structure métallique également octogonale, d'où pendent les rideaux de cordes en coton clair tressé, alourdies à l'extrémité de tubes en laiton. Les cordes à nœuds, gainées de cuir clair, gris et noir, descendent en grappes, suspendues à des filins, comme des cintres d'une scène de théâtre. Voilà pour la technique. C'est tout et c'est une sensation esthétique visuelle qui peut se suffire à elle-même. C'est vibrant les jours de soleil, juste ponctué de quelques points lumineux par mauvais temps.

On peut aussi explorer l'œuvre autrement. Revenons à la passerelle. Flyer à la main, on enrichira sa visite de l'arrière-plan culturel du milieu du 20^e siècle moderniste, auquel l'artiste se réfère. On commencera avec l'architecte Franco Albini. La structure en acier se réfère à une installation au Palazzo Grassi à Venise en 1952. Leonor Antunes a exposé une série joints, voids and gaps l'année dernière, dans la résidence minimaliste de l'architecte italo-brésilienne Lina Bo Bardi, la Casa de Vidro (1950-51). Puis, on marchera, puisque Leonor Antunes en a fait une projection agrandie au sol (le linoléum en toile de jute enduite à l'huile de lin), comme dans une œuvre de l'artiste brésilienne Lydia Clark, *Modulated surface, version 1* des années 1950. Les luminaires créés par Leonor Antunes, posés avec précision sur les lignes entre les surfaces, sont leurs lignes verticales. Et les nœuds des cordes, tressées, entortillées ? Mira Schandel disait, au milieu des années 1960, que ses *Petits riens* étaient « une tentative d'immortaliser les instants fugaces et de donner du sens aux choses éphémères ». Belle référence pour la recherche de Leonor Antunes, à la fois très naturelle et très pensée. ● Marianne Brausch

L'exposition *Joints, voids and gaps* de Leonor Antunes, est à voir jusqu'au 5 avril 2021, dans le Pavillon Leir au Mudam

« Un programme, c'est comme un voyage »

Entretien : France Clarinval

En septembre dernier, on apprenait la nomination de Corinna Niemeyer comme directrice musicale de l'Orchestre de chambre du Luxembourg. Nous l'avons rencontrée

Après deux ans avec des chefs invités, l'Orchestre de chambre du Luxembourg (OCL) s'est enfin doté d'une direction musicale et artistique digne de ce nom en la personne de Corinna Niemeyer, nommée pour quatre années. Cette nomination fait suite à un mandat de deux ans en tant que cheffe assistante à l'Orchestre philharmonique de Rotterdam. Cette Allemande de 34 ans, qui parle un français impeccable, formée à Munich, Karlsruhe et Zurich, avait été invitée à diriger l'ensemble luxembourgeois en février 2020. Cette expérience et « l'entente parfaite » avec l'orchestre l'a motivée pour la suite. Rencontre lors d'une de ses visites au Luxembourg en amont de la première saison qu'elle dirigera.

d'Land : *Commençons au commencement : comment est née chez vous l'envie de faire de la musique et d'en faire votre métier ?*

Corinna Niemeyer : Je n'ai pas grandi dans une famille de musiciens, mais par un heureux hasard, j'ai commencé le violoncelle à l'âge de cinq ans. J'avais une professeure très enthousiaste qui m'a transmis cet enthousiasme et j'ai très vite aimé non seulement jouer, mais jouer avec d'autres. À quatorze ans, j'ai commencé à jouer avec l'orchestre du lycée et j'ai été séduite et émue par le timbre d'un ensemble, par l'énergie qui se dégage à jouer ensemble. De là est venue l'envie de transmettre cet enthousiasme, cette émotion que me procurent la musique, et donc de travailler comme professeure de musique. Durant mes études au Conservatoire supérieur de Munich, j'ai eu des cours de direction de chœur et d'orchestre. Cela faisait partie du cursus. Lors de mon examen final, j'ai eu ce déclic en dirigeant l'orchestre des étudiants du Conservatoire : Je voulais faire ça, c'est ma vocation, c'est avec cette intensité que je veux transmettre la musique. J'ai donc postulé pour la formation de chef d'orchestre, une formation que j'ai suivie au Conservatoire de Zurich.

Et vous en avez fait votre métier, plutôt que d'exercer le violoncelle ?

J'adore ce métier, j'adore le son d'un orchestre, son timbre, la richesse et la variété de la musique orchestrale, le fait d'être ensemble, de jouer ensemble. Dans le travail de direction, il y a un aspect de communication qui me passionne, à la fois avec l'orchestre et avec le public. Je suis heureuse d'avoir trouvé ce chemin, qui n'est pas si éloigné de la position du violoncelliste qui, jouant la basse continue est une sorte de moteur pour l'orchestre. Cet instrument donne les impulsions au groupe et je retrouve ces sensations lorsque je dirige.

Qu'est-ce qui vous a motivée à postuler pour la direction de l'OCL ?

En ayant été invitée à diriger l'orchestre pour un concert, j'ai senti une envie musicale très importante. J'ai senti un engouement de la part de tous les musiciens et une envie de s'engager qui est d'autant plus importante que c'est un petit ensemble (*une trentaine de musiciens, ndlr*). En plus, c'est un orchestre qui n'est pas focalisé sur un répertoire spécifique, mais qui est capable de jouer des œuvres de différents répertoires, styles et époques avec une belle ambition. Mon envie désormais est de travailler encore plus le potentiel de cet orchestre et de développer son ancrage dans le Luxembourg à travers une ouverture vers la société et le public. La musique a apporté beaucoup de richesse à ma vie et il m'importe de partager cet enthousiasme avec le public.

Comment allez-vous orienter votre programme pour les saisons à venir ?

Le fait d'être un orchestre de chambre, de 33 musiciens focalise en partie le répertoire, mais il existe quantité de productions musicales pour ce type de formation, depuis le milieu du seizième siècle à nos jours. Je souhaite construire des programmes qui traversent les époques et les styles. Pour moi, un programme, c'est comme un voyage avec différents paysages ou des paysages vus de différents angles. C'est ce changement de perspective qui m'intéresse beaucoup. On commence avec un public neutre, qui arrive du dehors. Le premier morceau doit l'ouvrir et lui donner envie de découvrir le deuxième. C'est une construction de petites pièces où il est intéressant de ne pas se limiter à une époque. Ce sera par exemple le cas d'un concert que je dirigerai en avril avec un programme de Ravel et Piazzola. Je pense qu'on pourra retrouver certaines couleurs musicales chez l'un et chez l'autre.

Qu'en est-il du public ? Comment l'attirer, le développer ?

Je suis devenue musicienne pour transmettre la richesse des émotions de la musique. Le public est donc central pour moi. Le public, c'est toute la société, même si certains projets sont ciblés pour certains publics. Il faut s'intéresser à ceux qui viennent et surtout à ceux qui ne viennent pas. Il n'est pas nécessaire de venir au concert avec des connaissances musicales, même si ces connaissances peuvent apporter des perspectives en plus. Il faut se faire confiance et faire confiance à ce qu'on ressent. Ces pro-

« Je ne veux pas être un porte-drapeau pour une cause féministe: mon métier c'est la musique »

grammes ouverts, variés, permettent de donner des accès à différentes personnes : il y a des musiques narratives, d'autres dramatiques ou contemplatives voire spirituelles... Si une porte ne vous plait pas, vous pouvez emprunter une autre.

Nous vivons une époque de crise, assez anxiogène. Pensez-vous que la musique a un rôle à jouer dans ce contexte ?

Oui, absolument. La musique a un pouvoir extraordinaire de transformer les humeurs et les émotions. Ainsi, la musique peut donner de l'espoir et consoler, offrir un horizon lumineux sur un plus long temps. Écoutez la cinquième symphonie de Beethoven en entier, vous verrez comment les émotions évoluent. Pour moi, c'est évidemment important de vivre la musique en live pour se sentir plus impliqué dans le cheminement d'un morceau et se sentir en communion avec les autres spectateurs et les musiciens. C'est quelque-chose qui nous manque terriblement en ce moment.

On estime que seuls quatre à six pour cent des orchestres sont dirigés par des femmes. Comment avez-vous tracé votre chemin dans cet univers ?

(Elle réfléchit longuement) Il m'a fallu trouver le chemin par moi-même. On ne m'a pas proposé cette formation, ce métier, il a fallu que j'y pense. Pendant mes cinq années d'études, j'ai été la seule femme, mais ce n'était pas une question. On ne m'a pas découragée,

mais pas vraiment encouragée non plus. J'ai forgé ma motivation, ma voie... Le métier de chef d'orchestre est un métier visible, sans doute plus qu'une directrice d'hôpital ou une cheffe d'entreprise, mais il y a aussi très peu de femmes dans ces univers-là. Ce n'est pas à moi de m'habituer à être une femme dans ce monde très masculin, peut-être que l'orchestre ou au public doivent s'y faire, mais moi, je fais simplement mon métier.

Vous pensez avoir une mission vis-à-vis d'autres femmes ?

Je sais qu'il y a une curiosité autour de cette question et je sens une responsabilité sociétale d'y répondre, mais pour moi, l'enjeu est dans la musique. Il s'agit de faire en sorte que l'orchestre fonctionne, que mon institution soit performante, comme une entreprise doit être là pour ses clients et avoir de bons produits. Ce n'est pas une question de genre, mais une question de direction, de position, de performance. Je veux surtout mener un chemin musical qui soit de qualité. Je ne me sens pas être le porte-drapeau de quoi que ce soit. Je pense seulement faire le mieux possible et montrer l'exemple. Récemment, j'accueillais des enfants lors d'une répétition ouverte. À la fin, je leur ai proposé de venir diriger et spontanément, c'est une petite fille qui est montée sur le podium.

C'est quoi un bon chef d'orchestre ?

Un bon chef doit avoir des compétences musicales et des capacités sociales pour guider un groupe. Il faut les deux, même si ce n'est pas toujours le cas. Au point de vue musical, il faut de la curiosité, de l'ouverture pour bien lire et bien comprendre le message du compositeur, car nous en sommes les interprètes. Il faut donc bien lire, mais aussi bien transmettre à l'orchestre. Ce sont des aspects techniques, mais aussi des questions personnelles de sensibilité. Quand je lis la musique, c'est comme si je la préécoute dans ma tête, il réussit à transmettre cette écoute aux musiciens. Ensuite, il faut évidemment des qualités de chef, de leader pour rassembler les énergies pour les mener dans une direction commune. Enfin, il faut de la culture et des connaissances de la société pour construire un programme et emmener le public dans sa démarche. ●



L'enthousiasme et l'envie de transmettre sont les moteurs de Corinna Niemeyer

THEATER

Horny Eichhörnchen

Anina Valle Thiele

Die schrill-verspielte Inszenierung von *Was heißt hier Liebe?* im Escher Theater zieht den Zuschauer in eine digitale Welt jugendlicher Unsicherheiten



Zwei Schauspieler, zwei Schauspielerinnen, ein Musiker: ein tolles Team

Locker-leicht lockt die Neufassung des Jugendstücks *Was heißt hier Liebe?* im Escher Theater und füllt selbst in Zeiten von Corona die Reihen. Wenig ist allerdings von dem einst subversiven Charakter des Aufklärungstücks übriggeblieben, das Mitte der 70er Jahre für einen Tabubruch sorgte. 1976 wurde das Stück vom Theater Rote Grütze uraufgeführt, 2002 von Holger Franke überarbeitet; nun hat der Autor Samuel Hamen das Kultstück in die Gegenwart versetzt und für ein Luxemburer Publikum adaptiert. Die Jugendlichen sind längst *Digital Natives*. Ohne Handy-Kurznachrichten und Chats sind sie aufgeschmissen. In einer Zeit, in der das Nachdenken über die Wahl des passenden Emojis eine Tagesbeschäftigung ist und das Versenden einer Aubergine zum Eklat führt, erscheint die WLAN-Verbindung überlebenswichtig. Bricht das Universum der sozialen Medien zusammen, gerät auch die Welt der Jugendlichen aus den Fugen.

Auf dieses fragile Universum der Echtzeit-Klicks setzt Hamen in seiner Textfassung. „Es gibt keine Gebrauchsanleitung für die Liebe“, ist sich der Autor freilich bewusst, „Die Liebe ist ein Schlachtfeld.“ Der pädagogische Charakter des Stücks wird gewahrt. Die

Botschaft erscheint klar: die Scham überwinden und seinen eigenen Körper akzeptieren, „Body positivity“ lautet das Leitmotiv. Nickel Bösenberg (Regie) setzt nach eigenen Aussagen auf den Revue-Charakter des Stücks.

So erinnert der schrille Musical-Einstieg an Produktionen des Grips-Theaters: Die Figuren rauschen auf die Bühne und reflektieren über das Stück: „Spielen wir hier *Kabale und Liebe*?“ Irrtum! Wie bei einer Boulevard-Show annouciert ein DJ: „Liebe Leute, um Liebe geht es heute!“ – Becketts *Endspiel* für Anfänger?

Das Bühnenbild (Anouk Schilz) erweist sich in seiner Schlichtheit als wandelbar: ein großes Haus, auf das Chats projiziert werden, eine Skater-Rampe aus Holz, nebst einem Mischpult. Unmittelbar wird der Zuschauer mit den Sorgen der Jugendlichen konfrontiert. „Wie bekomme ich Muskeln?“, fragen sich die Jungs, „Ab wann sind meine Oberschenkel zu fett?“, sind Fragen, die die jungen Frauen umtreiben. Peinlich sind jedem in der Pubertät die Eltern. „Ich hab auch mit 13 angefangen, Pornos zu gucken“, erklärt der Vater seinem Sohn Tim unbeholfen: „Was in den Pornofilmen passiert, ist reine Fantasie!“

Und während die Jungs cool auf der Skater-Rampe sitzen und verklemmt zu den Mädchen aufschauen, sind die längst ein paar Schritte weiter. Nach außen hin sind Paul (Konstantin Rommelfangen) und Tim (Timo Wagner) viel zu cool für diese Welt, in ihnen aber schlummern die Unsicherheiten.

Irgendwann wird es unvermittelt aus Timo Wagner herausbrechen: „Schwuchtel, Schokostecher, Schwanzlutscher, Homo-Monster! Findet ihr das lustig?“ Vorübergehend fällt die Maske, und er brüllt: „Das war der Grund, weshalb ich mich so spät geoutet habe.“ Unabhängig davon, wie konstruiert dieser Bühnenmoment ist: ein ergreifender Augenblick!

Wirbelnd geht es weiter. Paula und Paulo, um deren erste Verliebtheit sich das Stück dreht, nähern sich an und stoßen sich wieder ab. Eine Party bei Rodrigo wird eingeläutet durch den DJ, der die Annäherungen kommentiert wie ein Radio-Moderator ein Fußballspiel. Das Heulen der Sirenen läutet das Ende ein. – Kein Stück

kommt wohl heute mehr ohne Bezug zur Pandemie aus. „Drück du doch den Knopf, der ist voller Viren!“, flirtet Paula so etwa Paulo bei einer gemeinsamen Busfahrt an und räumt verlegen ein: „Keine Ahnung, wo wir hinfahren – notfalls fahren wir im Kreis.“

Im unbeholfenen Beschnuppern der zwei geht es angeblich ums Lernen, tatsächlich kreisen sie umeinander wie zwei Turteltauben: „Lass uns deklinieren!“, ruft Paula bestimmt. Dass Mädchen in dem Alter reifer sind, transportieren der Text und die beiden Schauspielerinnen (Katharina Bintz und Anne Klein) vortrefflich. Die Unreife der sich selbst überschätzenden Jungs mimt Timo Wagner perfekt, wenn er checkerhaft raushaut: „Ich weiß doch voll, was ich machen soll.“

Der Rest sind neckische Spielchen: Es wird Schnick-Schnack-Schnuck gemacht, um auszuloten, wer wen zuerst küsst. Gelungen die Schattenspiele in der Laube und das Simulieren des „ersten Mal“, gefolgt von einem Streit, denn beim Gossip unter Jungs wird Tim Paula und Paul als „horny Eichhörnchen“ bezeichnen. Drei Wochen lang werden beide sich unbeholfen Fotos von ihren Mülschlüsseln zuschicken ... Die Gefahren von *Social Media* – Achtung vor geleakten Nacktfotos! – werden einem mitunter etwas zu pädagogisch eingebläut. Irgendwann wird eine Schaukel auf die Bühne schweben, auf der Paula melancholisch kauern kann, versunken in die Ängste, als „Schlampe“ gebrandmarkt zu werden.

Obwohl ein Spannungsbogen fehlt, ist Bösenbergs Inszenierung von *Was heißt hier Liebe?* kurzweilig und Hamens Textfassung besticht durch klugen Wortwitz. – Ein erfrischendes Gegenstück zur drögen Sexuaufklärung, denn es konfrontiert Jugendliche ungezwungen mit ihren Ängsten und zeigt: Körperscham und Unsicherheiten sind ganz normal. ●

Was heißt hier Liebe? Textbearbeitung: Samuel Hamen; Regie: Nickel Bösenberg; Regieassistent: Daliah Kentges; Komposition und Live-Musik: Pol Belardi

KINO

Trinkspiele

Marc Trappendreher

Obwohl die diesjährigen Filmfestspiele in Cannes aufgrund der Corona-Pandemie abgesagt wurden, laufen dennoch vereinzelt Filme in den Kinos, die bereits im Vorfeld für das prestigeträchtige Festival ausgewählt wurden. So auch *Drunk*, der neue Film des dänischen Regisseurs Thomas Vinterberg: Vier befreundete Lehrer, Martin (Mads Mikkelsen), Tommy (Thomas Bo Larsen), Nicolaj (Magnus Millang) und Peter (Lars Ranthe) stecken in der *Midlife Crisis* und wollen ihre Lebenssituation verbessern, indem sie ein Selbstexperiment wagen: Sie wollen einen konstant hohen Alkoholgehalt wahren, um ihren Alltag besser zu meistern, dabei aber darauf achten, nie an den Rand der Lebensbedrohung zu geraten. Dass ausgerechnet dieser Film von dem Thomas Vinterberg stammt, mag auf den ersten Blick verwundern, ist er doch neben Lars von Trier einer der prominentesten Vertreter der Dogma95-Bewegung, die besonders auf filmische Unmittelbarkeit und einen starken Realitätseindruck zielte. So findet man in *Drunk* denn

Drunk von Dogma-Veteran Thomas Vinterberg ist als breiter crowd pleaser angelegt

auch einiges an der Radikalität nicht mehr, die Vinterbergs frühe Regiearbeiten ausmachten. Für seinen 1998 erschienenen *Festen* wurde er in Cannes mit dem Jurypreis ausgezeichnet und machte sich so auch international einen Namen. *Drunk* hingegen erfüllt, wie auch Vinerbergs rezentere Filme, fast keine der Forderungen, die die kleine Gruppe von Filmemachern 1995 in ihrem Manifest postulierte. Insbesondere wog da der Umstand, der Oberflächlichkeit und dem Genrefilm eine Absage zu erteilen. *Drunk* bewegt sich jedoch augenscheinlich an der Schnittstelle zwischen

Komödie und Drama und ist auch im Allgemeinen sehr konventionell erzählt. Dies sei nicht als Einwand gegen Vinterbergs neuen Film zu verstehen, die Gegenüberstellung zeigt lediglich einen Entwicklungsprozess im filmischen Schaffen des mittlerweile 51-jährigen Regisseurs.

Drunk gibt so trotz realistischen Ansatzes nicht etwa eine nüchterne Gesellschaftsschilderung der dänischen Mittelschicht, sondern ist vielmehr als ein Spieler-Abenteuer angelegt, in dem gepokert wird, wie sonst nur am Spieltisch, und die noch so geringe Hoffnung auf die bessere Lebenssituation, der Wunsch des Ausbruches aus dem Geregelteln, bestimmen dabei die Einsätze. Die Faszination für dieses Spiel prägt den Film zu Beginn, in seinem zweiten Teil überwiegt dann vor allem das Interesse an den Bemühungen der vier Freunde, den Wiedereintritt ins normale Leben anzutreten. Freilich ist dieser Film als breiter *crowd pleaser* angelegt, er folgt den Prinzipien des filmischen *feel-good*-Phänomens, indem er ernste Themen wie die Alkoholsucht oder die Existenzkrise zwar eindringlich schildert, aber mit einem heiteren Gefühl von Optimismus unterfüttert, um so auch im

Mads Mikkelsen, noch nicht Drunk



Evita (USA, 1996), 134', lundi 23 novembre à 19h, Cinémathèque de la Ville de Luxembourg

CINÉMASTEAK

Evita aeternam

Rien de mieux, en cette période de confinement et de couvre-feu, que la joie de vivre d'une comédie musicale. Dans le cadre de l'hommage rendu au cinéaste britannique Alan Parker (1944-2020), la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg programme cette semaine *Evita* (1996), biopic adapté de la pièce créée en 1976 par Andrew Lloyd Webber, avec Madonna dans le rôle de la première dame d'Argentine, célèbre épouse de l'homme politique dont elle prendra le nom, Juan Domingo Perón. Mais Eva, ou Evita comme elle était surnommée parmi les classes populaires du pays, n'est pas seulement « la femme de », bien au contraire. Ce que s'emploient à démontrer les deux heures d'une histoire dans laquelle les bouleversements politiques de l'Argentine sont étroitement mêlés au parcours singulier de l'icône blonde au sourire étincelant.

Buenos Aires, 1952. Dans un cinéma de la capitale argentine, la projection d'un film est subitement arrêtée pour annoncer la disparition d'Eva Perón (1919-1952), à l'âge de 33 ans seulement. Sanglots unanimes dans la salle. À l'exception d'un personnage appelé Ché, interprété par Antonio Banderas, unique porteur d'un son de cloche dissonant au milieu de la légende dorée rapportée par Alan Parker. L'invention de ce personnage masculin le plus souvent cantonné aux marges du récit est une idée judicieuse, puisqu'elle permet d'introduire un contre-récit au sein du mythe national. Ainsi, peut émerger un regard critique sur cette fable chantée et chorégraphiée à la gloire d'Eva Perón, dès lors que le public voit s'affronter deux discours à partir d'une même réalité donnée. Cela n'empêchera pas les Argentins d'opposer au film d'Alan Parker leur propre version des faits en tournant, la même année, *Eva Perón: The True story* (1996).



Madonna et Antonio Banderas

Rien ne prédisposait cependant la petite Eva Duarte, à accéder à la légende nationale, elle qui arborait alors une simple chevelure brune. Fille de Juan Duarte, propriétaire agricole, et de Juana Ibargure, elle est âgée de six ans lorsque son père meurt ; on lui refuse d'assister à ses funérailles en raison de sa naissance adultérine. Désormais privée de soutien financier, la famille est contrainte de déménager au plus vite pour la ville de Junin. Une injustice parmi d'autres qui forgera la conscience politique future de cette femme dont l'engagement sera mis au service des femmes. Eva milite en faveur de la reconnaissance juridique du droit de vote des femmes et de l'égalité conjugale avant de créer, en 1949, le Parti péroniste féminin dont elle assurera la présidence. Une stratégie lui permettant de faire « d'une pierre deux coups » : en se hissant à la tête d'instances syndicales et caritatives, ses diverses implications contribuent à renforcer le pouvoir de son mari...

Le film d'Alan Parker ne fait nullement l'impasse sur les contradictions qui émaillent cette trajectoire fulgurante. Son ascension professionnelle repose en partie sur ses conquêtes masculines, que l'on sait nombreuses et qui lui permettent de faire la Une d'un magazine, de travailler pour la radio et le cinéma, où ses prestations se révèlent assez médiocres. Tout chavire cependant lorsqu'elle rencontre Juan Domingo Perón, alors secrétaire d'État du gouvernement issu du coup d'État de 1943, qu'elle épouse un an avant que celui-ci ne soit élu à la présidence du pays... La suite, on la connaît. Le public pourra reprendre avec Madonna les paroles du hit *Don't cry for me Argentina*. Conçu comme un spectacle musical sous l'influence de Broadway, où la pièce fut tout d'abord produite, le film déploie une bande-son parfois déconcertante : des riffs de guitare électrique se mêlent par exemple à des pas de tango, transformant la vie d'Evita en un véritable opéra rock. *So british !* ● Loïc Millot

BINGE WATCHING

Wunderkind

Das Narrativ des amerikanischen Traums findet man nicht nur in den großen Genres des Musicals oder in seiner perversierten Form im Gangsterfilm, sondern auch im Sportlerdrama. Darren Aronofskys *The Wrestler* (2008) um einen alternden Wrestling-Kämpfer hatte da den Vorteil, äußerst körperbetonte Bilder hochzustilisieren und Ron Howards Verfilmung der Rennsaison der frühen 1970-er Jahre, *Rush* (2013), konnte von der adrenalinsteigernden Inszenierung von Rennfahrten profitieren.

Entwickelt wurde die Serie von Scott Frank und Allan Scott, die ganz auf ihre Protagonistin bauen. Während der Erzählfluss mittels Parallelmontage, *split-screen* und cleveren Spezialeffekten an Fahrt aufnimmt, öffnen sich für Hauptdarstellerin Spielräume: Anya Taylor-Joy vereint in ihrer Rolle Arroganz und Unsicherheit, Zurückhaltung und Ekstase. Es ist die altbekannte Geschichte des Künstlergenies im Konflikt mit sich selbst, im Kampf zwischen Höchstansprüchen an die eigene Professionalität und den individuellen, privaten Neigungen, wobei die Frage danach, ob die Professionalität die Einsamkeit hervorruft oder es sich doch umgekehrt verhält, genügend Potenzial für eine spannende Charakterstudie im Serienformat bietet.

The Queen's Gambit ist das Porträt eines besessenen Wunderkindes, das nur in Superlativen denken kann und für das es keine echten Gegner gibt, außer sich selbst. Diese innere Zerrissenheit erhält jedoch kaum Tiefe, die gängigen Motive des Blicks ins eigene Spiegelbild allein reichen dafür kaum aus. Nicht so sehr die Verzweiflung aufgrund der Vereinsamung des Genies wird im Zuge der Handlung erforscht, dafür lenkt die Erzählung allzu deutlich auf die Lösung der Konflikte hin. Nicht die Selbstbetäubung im Alkohol oder durch Medikamente ist die Antwort, sondern der Freundschaftskreis. Aber letztlich ist das alles ohnehin nicht so wichtig, denn Beth Harmon ist nicht nur eine handelnde Protagonistin, sondern auch eine Art Fixpunkt, um den herum Scott Frank und Allan Scott ihre filmische Huldigung des Schachsports arrangieren. Und damit sind wir bei dem vorangestellten Problem, eine Schachpartie aufregend zu gestalten. Unter diesem Gesichtspunkt wird *The Queen's Gambit* mitunter tatsächlich filmisch: Die bewusste Schwerpunktsetzung auf Schnitte und Großaufnahmen des Gesichts erhöht den Spannungsfaktor, ähnlich einer Duell-Szene des Westerns. Doch dies dient nicht etwa nur dazu, Beth Harmon zum Genie zu stilisieren.

Vielmehr verdeutlicht die Serie damit ihr eigenes Prinzip der Einführung von Form und Inhalt. Wie bei einem Schachspiel geht es auch der Regie von Scott Frank in seiner Szenenabfolge um die Inszenierung eines ständigen Spiels von Wiederholung und Ausweichung – ähnlich den taktischen Spielzügen beim Schach. Die siebenteilige Mini-Serienstruktur erweist sich letztendlich einmal mehr als formativer Zwang und am Ende bleibt die Frage dann durchaus offen, ob *The Queen's Gambit* als Erzählung eines Aufstiegers für einen abendfüllenden Film nicht ausgereicht hätte? ● Marc Trappendreher

Eine perfekte Rolle für die hervorragende Anya Taylor-Joy



Le formel dans l’informel

France Clarinval

Hisae Ikenaga remporte le prix Leap avec des œuvres qui flirtent entre le design, l’artisanat et l’architecture



Hisae Ikenaga, entre industrie et artisanat

En 1925, le designer Marcel Breuer, s’inspirant de l’industrie cycliste, a utilisé des tubes métalliques courbés pour réaliser sa chaise *Wassily* : un matériau léger, peu coûteux, d’un assemblage aisé et facile à reproduire. Près de cent ans plus tard, Hisae Ikenaga (née à Mexico en 1977, vit et travaille à Luxembourg) met en scène ce même matériau dans des installations sculpturales qui lui ont valu de remporter samedi dernier le prix Leap (*Luxembourg Encouragement for Artists Prize*). Avec ces matériaux manufacturés, l’artiste construit une œuvre qui s’éloigne de leur finalité première (table, chaise, étagère) pour connaître une nouvelle vie. Et la vie s’infiltre dans l’austérité industrielle, comme une trace de passage, comme un souvenir d’une action passée : ici un trousseau de clés, là une canne ou des gants de vaisselle...

Les œuvres les plus récentes, la série *Shelves*, vont plus loin dans l’appropriation du domaine industriel avec des moulages réalisés en grès émaillés. La tubulure chromée prend alors des allures fragiles, les objets usuels perdent leur fonction (les verres sont

coupés en deux, les tuyaux repliés sur eux-mêmes...) pour devenir poésie et délicatesse. Il y a une dose d’humour et d’ironie dans ce travail où les objets du quotidien sont détournés non seulement pour leur valeur formelle (presque architecturale), mais pour leur symbolique et leur puissance évocatrice. Hisae Ikenaga nous parle ici de la diversité du travail humain entre production industrielle et artisanale dans une approche très cohérente et moins minimaliste qu’il n’y paraît.

La sélection des artistes finalistes du Leap montre à quel point l’art contemporain, au Luxembourg plus encore qu’ailleurs, a pris des dimensions internationales. Les artistes présents sont tous luxembourgo-quelque-chose, voyagent de résidences en ateliers et s’appuient sur des expériences et des influences multiculturelles.

L’exposition commence avec le duo Baltzer & Bisagno composé du Franco-Luxembourgeois Bruno Baltzer et de l’Italo-Allemande Leonora Bisagno. Depuis plusieurs années qu’ils travaillent ensemble, les artistes se basent, de manière assez conceptuelle, sur des événements politiques ou sociaux de l’actualité ou du passé, en lien avec le lieu où ils travaillent. La grande photo *Si je me souviens* est ainsi réalisée à Montréal, gravée sur un dépôt de neige, et fait écho à la devise du Québec en lui apportant un conditionnel pour en pointer les limites. Le détournement s’avère le levier privilégié du duo : les empreintes du lanceur d’alertes Antoine Deltour sont imprimées en « Vieux Luxembourg » dans une faïence de Villeroy & Boch (*Les pieds dans le plat*), les couleurs anarchistes occupent un coussin hydraulique servant aux machines qui extraient le marbre des carrières de Carrare... Des grands gestes parfois ou des résultats modestes qui subvertissent les logiques de l’ordre établi.

C’est un tout autre geste que Nina Tomàs (franco-luxembourgeoise) nous donne à voir dans ses peintures et ses installations. Elle y joue avec les systèmes imbriqués les uns dans les autres : là les problématiques écologiques, puis économiques ou historiques, plus loin les questions identitaires, communautaires. Ses figures peintes ou dessinées de manière minutieuse et précise sont issues de ses souvenirs et de ses rencontres, notamment lors de voyages. L’artiste met en regard ces personnages avec des symboles qui tiennent du rêve ou de la mythologie. Une dimension spirituelle s’ajoute aux questionnements sociétaux : les gestes maintes fois répétés - tailler les crayons, trouver la toile, dessiner un motif - en deviennent méditatifs, vides de conscience.

Enfin, la luxo-néerlandaise Suzan Noesen, travaille divers médias et matériaux autour des questions de mouvement et du rôle esthétique dans le contexte social. Elle choisit parfois la vidéo comme dans le très sensible *Four Hands* où les mains d’une jeune femme et d’une femme (très) âgée sont filmées dans leur quotidien, parfois la photographie, ici *The Servant* où l’artiste semble figée dans son travail créatif ou la peinture, *DEBEST (Squatting kit)*, un jeu de transparence sur voiles et nylons en décalage avec le mobilier dur qui y est présenté. Ses installations sont mouvantes, changeantes, invitent le public à s’y plonger physiquement. Ainsi dans la projection *Threshold*, des personnages apparaissent du noir pour disparaître dans la lumière. Une façon furtive d’être au monde, comme le souvenir d’un rêve qui s’efface au réveil. ●

Exposition à voir aux Rotondes jusqu’au 29 novembre

Apphuman : Théâtre d’anticipation

Godefroy Gordet

Ian De Toffoli, en collaboration avec Sophie Langevin, s’attaque à un impossible dramaturgique, celui de parler nouvelles technologies, numérique, palpable donc, sur une scène terre à terre, enracinée dans le réel, palpable et irremplaçable. Là, dans cet amas de sièges vides – covid oblige – quelques chanceux assistent au couronnement de la jeune scène du théâtre contemporain luxembourgeois. Ian De Toffoli aux manettes du texte, chaperonné par Sophie Langevin à la mise en scène, guidant les comédiens, Denis Jousse- lin, Renelde Pierlot, Luc Schiltz et Pitt Simon (et Garance Clavel en voix), propulsés dans un décor signé Marie-Luce Theis, ajusté sur les créations vidéo et audio respectivement de Anne Braun et Rajivan Ayyappan. Un ensemble de noms qui circulent depuis un moment dans les salles du pays et qu’on retrouve logiquement en ces murs, jubilant à travailler tous ensemble.

Apphuman met en scène quatre experts scientifiques dans ce qui ressemble fort à l’une de ces fameuses, voire pompeuses, conférences TED, discutant, tout en s’adressant au public, de l’avènement des nouvelles technologies dans nos vies quotidiennes. L’objet principal du débat est l’intelligence artificielle, et, comme sur ce point leurs avis divergent, le groupe décide de se livrer à une sorte d’étude de cas, avec la complicité sous jacente du public. Le quatuor invente une « fiction » – pas si fictionnelle hors du théâtre – qui prend pour point de départ la polémique née après un drame de mars 2018 où un taxi autonome, en phase de test pour Uber, avait percuté et tué une femme de 49 ans. La voiture avait délibérément continué sa route, détectant la femme poussant son vélo comme « un faux positif », un obstacle sans danger, un « tas de feuille », comme évoqué dans la pièce. Un événement qui engendra des débats sans fin, et des arguments du type, « toutes ces questions ne sont peut-être pas pour demain... mais pour après-demain », comme avait déclaré le directeur technique de chez Allianz...

Et De Toffoli prend cet « après-demain » dans son viseur. Il sort du drame trois protagonistes, Max, Laurent et Vincent, le groupe d’amis qui occupait la voiture autonome lors de l’accident, et va questionner l’humain face à la domination de la technologie sur nos vies, à tous les niveaux. De cet événement, qui deviendra un jour « fait divers », l’auteur injecte à son récit des préoccupations liées à l’abolition de la vie privée, la surveillance de masse, l’automatisation, l’uniformisation de nos sociétés et l’usage du big data... Pour se demander finalement comment n’exister « plus qu’en chair », comme le revit Laurent dans la pièce.

De Toffoli et Langevin font de ces déjà « vieux débats », leur ligne de bien-pensance pour la pièce. On ne peut que difficilement être en désaccord avec la morale présentée, tout en s’obstinant à consommer de la nouvelle technologie à tout va. Et c’est exactement ce que révèle le texte, avec des protagonistes divisés, allant dans des extrêmes sans trouver de juste milieu, tout en se jouant du théâtre dans le théâtre, faisant se questionner les comédiens eux-mêmes qui viendront conclure en racontant comme une prophétie un mythe ancien.

Apphuman serait le *Black Mirror* du théâtre moderne, avec un léger train de retard. Quand le cinéma ou la télévision porte ce sujet depuis plus de trois décennies, le théâtre peine à le faire. Là, enfin, une génération se lève pour parler de cet avenir si proche. Qu’apporte alors *Apphuman*, face à la télévision, aux réseaux, au cinéma ? Justement, ce que le théâtre ne fait que peu, souffrant de beaucoup de traditions : moraliser non pas l’humain en tant que tel, présentement, mais son devenir. Car si le théâtre est constat des maux de notre société, celui du duo Toffoli/Langevin l’est pour l’avenir de notre société, s’apprêtant à affronter une « économie prédatrice ».

Dans cette pièce, nos cerveaux sont broyés à la moulinette, bombardés de notions et concepts,



La mise en scène renforce le propos assez angiotène de la pièce

aspirés dans le vortex *Apphuman*, comme ceux des protagonistes qui expliquent perdre leur création – cette intelligence artificielle déficiente –, mais qui en fait se perdent eux-mêmes dans un trop-plein qui dépasse largement l’homme, lorsque qu’il décide d’aller au-delà de sa condition d’humain... Aussi, si la première se montre ciselée, accusant quelques « glitch » justement face à un texte savant, complexe à jouer comme à comprendre, la pièce montre un potentiel incroyable. Et si le texte torture de questionnements, tourmente d’une morale collante et gluante, s’accrochant à notre esprit, il soffre pourtant comme un magnifique pamphlet anti-dystopique, nous engageant à arrêter de créer ce monde qui nous détruira. ●

Il reste des représentation de *Apphuman* au Théâtre des Capucins, les 20, 22, 25 et 26 novembre (sous réserve des lois en vigueur)





Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 13.01.2021
Heure : 10.00 heures

Lieu : /

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Soumission relative aux travaux de chauffage, ventilation et sanitaire dans l'intérêt de la conservation et de la mise en valeur de la Möllerei à Esch-Belval.

Description succincte du marché :
Travaux de chauffage, ventilation et sanitaire.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Les conditions de participation sont précisées au cahier des charges.

Réception des offres :
La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
19.11.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001977 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Nomination du juge luxembourgeois à la Cour de Justice de l'Union européenne

Appel à candidatures

Afin de lancer la procédure de nomination du juge luxembourgeois à la Cour de Justice de l'Union européenne, le Gouvernement luxembourgeois est invité à présenter un/e candidat/e à la Conférence des Représentants des gouvernements des États membres.

Le présent appel aux candidat(e)s se base notamment sur les articles 253 et

255 du traité sur le fonctionnement de l'Union européenne (ci-après « TFUE ») et les recommandations du Comité de l'article 255 TFUE.

Le mandat du/de la juge à la Cour de Justice de l'Union européenne commencera le 7 octobre 2021 et sera de 6 ans. Le mandat est renouvelable.

Les candidat(e)s devront être des personnes offrant toutes les garanties d'indépendance et qui réunissent les conditions requises pour l'exercice, au Luxembourg, des plus hautes fonctions juridictionnelles, ou qui sont des juristes consultants possédant des compétences notoires conformément à l'article 253 alinéa 1^{er} TFUE.

Les candidat(e)s ne peuvent exercer aucune activité incompatible avec les exigences d'indépendance, d'impartialité ou de disponibilité requises par un exercice à temps plein du mandat de juge.

Les candidatures seront soumises à un comité de sélection national qui convoquera les candidat(e)s remplissant les conditions requises à un entretien, lors duquel seront examinées non seulement leurs qualifications et leur expérience ainsi que leurs compétences juridiques mais également leur aptitude à exercer la fonction juridictionnelle au sein d'un organe collégial, en ce compris leur capacité de gestion. Les entretiens auront lieu au Ministère de la Justice à Luxembourg entre le 14 décembre 2020 et le 15 janvier 2021.

Le nom du/de la candidat/e sera soumis au comité de l'article 255 qui donne un avis sur l'adéquation du/de la candidat/e à l'exercice des fonctions de juge de la Cour de justice de l'Union européenne avant que les gouvernements des États membres ne procèdent aux nominations conformément aux articles 253 et 254 TFUE.

Le comité est composé de sept personnes choisies parmi d'anciens membres de la Cour de justice et du Tribunal, des membres des juridictions nationales suprêmes et des juristes possédant des compétences notoires, dont l'un est proposé par le Parlement européen.

Les candidat(e)s doivent indiquer dans leur candidature pourquoi, selon leur propre appréciation, ils sont aptes à cette fonction.

La lettre de motivation ainsi que le CV sont à adresser au plus tard le 11 décembre 2020 par lettre recommandée au
Ministre de la Justice
13, rue Erasme
L-1468 Luxembourg.

Un accusé de réception sera adressé aux candidat(e)s ainsi que le cas échéant une convocation à un entretien de sélection.

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 18.12.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de groupes électrogènes (MCL26) à exécuter dans l'intérêt de la construction du bâtiment Jean Monnet 2 de la Commission européenne à Luxembourg-Kirchberg.

Description succincte du marché :
Le bâtiment Jean Monnet 2 est un immeuble de bureaux situé à Luxembourg-Ville, quartier du Kirchberg. Le projet se décompose en :
– 1 bâtiment de 8 étages (RdC, 7 étages de bureaux, étage technique), et 4 étages de sous-sols, représentant une surface de planchers d'environ 81 100 m² en hors sol et 57 300 m² en sous-sol ;
– 1 tour de 24 niveaux (RdC, 22 étages de bureaux, étage technique) et 5 étages de sous-sols, représentant une surface de planchers d'environ 33 200 m² en hors sol et 15 000 m² en sous-sol ;
– 1 bâtiment nommé Welcome Pavillon pour accueillir les visiteurs, représentant une surface de planchers d'environ 1 600 m² en hors sol et 2 200 m² en sous-sol.

Le bâtiment sera équipé de :
– Deux groupes électrogènes avec une puissance par groupe de 2 550 kVA ;
– Deux réservoirs de stockage de fuel de 20 000 l chacun ;
– Un réservoir journalier de 3 000 l.
La durée des travaux est de 787 jours ouvrables, à débiter au 2^e semestre 2021.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu). La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
16.11.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001941 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 13.01.2021 à 10.00 heures

Lieu d'ouverture:
Administration des Ponts et Chaussées
Division des Travaux Neufs
21 rue du Chemin de Fer à L-8057 Bertrange
dans le bâtiment H1, 2^{ème} étage

Intitulé :
Aéroport – Plateforme de liaison entre P10 et Fuel Farm, Lot 1: Travaux préparatoires.

Description :
Le présent marché concerne le terrassement et le remblai de la plateforme de base pour une partie des futures installations de la nouvelle Fuel Farm et pour la future infrastructure routière dans la zone. Les travaux sont situés à proximité de l'aéroport.

Envergure approximative des travaux principaux:
– Déblais classes 3-5 : 64 000 m³
– Evacuation des déblais en excès : 54 000 m³
– Concassage : 39 000 m³
– Remblai en concassé : 6 000 m³
– Remblai à partir de déblais pour modelé de terrain : 3 800 m³
– Remblai et couches en concassé pour corps de chaussée : 10 000 m³
Délai d'exécution des travaux : 80 jours ouvrables
Début prévisible des travaux : mars 2021

Conditions d'obtention du dossier de soumission :
Les documents de soumission sont à télécharger à partir du portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des offres :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour l'Aéroport – Plateforme de liaison entre P10 et Fuel Farm, Lot 1: Travaux préparatoires » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les dates et heures fixées pour l'ouverture. Les

offres peuvent également être remises de manière électronique par le biais du portail des marchés publics.

Date de publication de l'avis 2001962 sur www.marches-publics.lu :
19.11.2020

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 13.01.2021
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Acquisition de mobilier médical à exécuter dans l'intérêt du Centre pénitentiaire d'Uerschterhaff.

Description succincte du marché :
– Mobilier intégré pour salles de thérapie, pour locaux d'ophtalmologie, de dentisterie, de pharmacie et de consultations.
Les travaux sont adjudgés en bloc à prix unitaires.
La durée du marché est de 40 jours ouvrables à débiter au courant du 2^e trimestre 2021.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu). La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
16.11.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001933 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 14.01.2021
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de faux plafonds à exécuter dans l'intérêt de la rénovation, de transformation et d'extension du Lycée Diekirch Annexe Mersch

Description succincte du marché :
– 630 m² de plafond en plaque de plâtre ;
– 590 m² de plafond en plaque de plâtre perforé ;
– 530 m² de plafond en laine de bois ;
– 1 400 m² de plafond en fibre minérale ;
– 230 m² de faux plafonds en lames acoustiques plaquée bois d'epicea.
Les travaux sont adjudgés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible des travaux est de 180 jours ouvrable à débiter début 2021

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu). La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
19.11.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001939 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

d'Lëtzebuurger Land

Rédacteur en chef Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Rédaction Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-35; ikurschat@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-30; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu), Photos Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), Administration (publicité) Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) Édition et rédaction 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg Courrier Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg Téléphone 48 57 57-1 Fax 49 63 09 E-mail land@land.lu Internet www.land.lu Twitter @Letzland Facebook d'Lëtzebuurger Land Instagram [letzebuurger_land](https://www.instagram.com/letzebuurger_land) Impression offset Imprimerie Saint-Paul Prix par numéro 4,50 € Abonnement annuel 160,00 € Abonnement étudiant/e 85,00 € Comptes en banque CCPLLULL: IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL: IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL: IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELULL: IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL: IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXLULL: IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. Gérant et mise-en-page Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu), Rédaction Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-35; ikurschat@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-30; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu), Photos Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), Administration (publicité) Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) Édition et rédaction 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg Courrier Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg Téléphone 48 57 57-1 Fax 49 63 09 E-mail land@land.lu Internet www.land.lu Twitter @Letzland Facebook d'Lëtzebuurger Land Instagram [letzebuurger_land](https://www.instagram.com/letzebuurger_land) Impression offset Imprimerie Saint-Paul Prix par numéro 4,50 € Abonnement annuel 160,00 € Abonnement étudiant/e 85,00 € Comptes en banque CCPLLULL: IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL: IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL: IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELULL: IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL: IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXLULL: IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

www.land.lu



Le Grand-Duché de Luxembourg n'a jamais été une puissance coloniale, mais il fut largement associé à la politique coloniale de la Belgique. De nombreux Luxembourgeois partirent s'installer au Congo belge entre 1880 et 1960. Missionnaires, ingénieurs, commerçants, artisans et même fonctionnaires coloniaux, ils participèrent en grand nombre à la colonisation en Afrique centrale.

Dans la première monographie consacrée à l'aventure coloniale luxembourgeoise au Congo, l'historien Régis Moes retrace l'histoire des colons luxembourgeois et analyse leur statut légal au Congo belge, la composition socioprofessionnelle de leur groupe, mais aussi la propagande coloniale faite au Grand-Duché.

Cette colonie qui nous appartient un peu

La communauté luxembourgeoise au Congo belge 1883-1960

Ce travail de recherche de 438 pages illustrées, primé meilleur mémoire de Master 2 par la Fondation Robert Krieps en 2010, vient d'être réédité et est à nouveau disponible en librairie au prix de 35 euros ou sur land.lu

EXPOSITION

Des crobards, faire rire et réagir

Lucien Kayser

Ce sont des originaux qu’on voit, quelque 350 dessins de Cabu, à la Mairie de Paris, de l’un des tués de janvier 2015

Son histoire est émaillée de mort(s). Elle commence en 1970, l’hebdo *Hara-Kiri* voit sa couverture « Bal tragique à Colombey – 1 mort » (pour la mort de De Gaulle) censurée, il arrête, est remplacé par *Charlie Hebdo* qui devient au fil du temps un symbole de la liberté d’expression, d’aucuns diront licence. Ce qui lui a fait subir maints procès, un incendie, et cela prendra une tout autre dimension, le 7 janvier 2015, avec le massacre dans ses locaux, rue Nicols-Appert, dans le onzième, durant la conférence de rédaction. Une douzaine de morts, dont les dessinateurs Cabu, Charb, Honoré, Tignous et Wolinski, autant de blessés, certains grièvement, ce qui nous donnera le poignant *Lambeau*, témoignage de Philippe Lançon, de son passage aux enfers et de sa courageuse reconstruction.

L’exposition à la salle Saint-Jean, au rez-de-chaussée de l’Hôtel de ville de Paris, en principe ouverte jusqu’au 19 décembre, suspendue temporairement, est consacrée au seul Cabu, mais c’est au-delà de la personne et de l’œuvre de Jean Cabut (de son vrai nom) un hommage à toutes les victimes de l’attentat, et plus loin encore au dessin de presse en général. Les crobards mis à l’honneur, hors des journaux, accrochés aux cimaises, et les visiteurs confrontés de la sorte à quelque 350 dessins originaux, dont on dit que le but est de faire rire et réagir, plus ambitieusement encore de faire réfléchir. Car on sait que pour la réaction, le pire n’est pas à exclure. Quant à la réflexion, elle commence avec le dessinateur même, au départ, au départ, il y a une idée, elle est au mieux comme une synthèse d’une situation, d’un problème, d’une actualité. Encore faut-il après la

mettre sur papier, et alors c’est le trait qui fait toute la différence. Reconnaisable d’un auteur à l’autre, ce qui ensemble fait le crobard par excellence, graphique (esthétique) et philosophique, rien de moins.

À l’entrée de l’exposition, voici Cabu, dans un merveilleux désordre de papiers, de journaux, et à côté sa vieille voiture. Mais ce que le visiteur retiendra pour toujours, s’il ne l’a pas déjà en tête, c’est la trogne sympathique du dessinateur,

son visage rond, son air espiègle, ses yeux éveillés derrière les lunettes rondes, sa chevelure qui fait cadre. Et puis le rire enregistré, auquel on se joindra très vite, bien volontiers. À la fin du parcours, peut-être que l’un ou l’autre s’essaieront au

jeu de dessiner comme Cabu, mettant à profit sa méthode, se servant de ses trucs et astuces.

On se sera plongé entretemps dans l’univers du dessinateur, retrouvailles avec les personnages de Cabu, du Grand Duduche à l’Adjudant Kronenbourg. Au-delà, il y a une immersion dans bon nombre de décennies françaises, à commencer avec les présidents qui se sont succédés. Très sérieusement, c’est une confrontation avec tels problèmes de société, et l’on connaît les combats menés par Cabu, écologie, pacifisme, liberté d’expression. Il en va de même, une fois rentrés à la maison, c’est exactement cinquante années que nous feuilletons dans l’album de *Charlie Hebdo* publié au même moment aux éditions Les Échappés. Tous les lecteurs ne réagiront sans doute pas de la même façon à tous les dessins, à tous les textes ; la provocation n’est pas du goût de tout le monde. Les récalcitrants devront toutefois reconnaître que ces pages d’histoire comportent également, très honnêtement, ce qui n’est pas allé ou ce qui est allé mal (avec tels départs notamment) dans la maison. Et le regard de Wolinski (autre tué de janvier 2015) sur le dessinateur de presse ne manque pas d’ironie : un moine, un enlumineur de manuscrits... un père tranquille, qui se venge en se foutant de la gueule du monde, de sa médiocrité, un sournois qui se défoule sur ses personnages...

Le texte date de mars 2006, une éternité, il comporte en face des dessins la revendication, elle a été entendue il y a peu : la création d’un lieu, d’un musée du dessin de presse. Alors que dans d’autres pays son affaire est très mal engagée, le *New York Times* par exemple a supprimé les dessins de ses éditions. ●

Avec Delacroix et Cabu sur les barricades



Das Kino ist (vielleicht) tot. Es lebe das Kino

Tom Dockal

Die Entwicklung der Covid-Situation und ihre Handhabung seitens der politischen Entscheider halten das kulturelle Leben weiterhin fest im Griff. Seit dem *Lockdown* und der wochenlangen Schließung jeglicher Kunst- und Kulturinstitutionen im Frühjahr müssen die Verantwortlichen jederzeit bereit sein, ihr Angebot komplett umzudisponieren. Die darstellenden Künste trifft diese permanente Unsicherheit am härtesten. Auch das Kino und die Kinos. Die haben in den luxemburgischen Nachbarländern wieder wegen mehr oder weniger strengen zweiten *Lockdowns* geschlossen. Diese wiederholte Schließung wurde hierzulande bisweilen als nicht notwendig erklärt und trotzdem hat die Situation im Ausland Konsequenzen für Luxemburg. Vor allem was das Programm angeht.

Rund 85 Prozent der Filme, die Kinepolis Luxemburg ins Programm nimmt, kommen über belgische Verleiherwege. Der Rest kommt aus Frankreich und Deutschland. Für Pit Marmann, Programmkoordinator des CDAC, dem Centre de diffusion et d’animation cinématographique, wird das *Booking* der regionalen Kinos in den kommenden Wochen einer Turnübung gleichkommen. Filme aus dem deutschsprachigen Raum erfreuen sich dort nämlich weitaus größerer Beliebtheit als bei den städtischen Kolleg/innen. Dieser Raum ist jedoch komplett geschlossen und die Vetreiber werden für Luxemburg nur wenige Ausnahmen machen. Bei Kinepolis sieht man die Situation entspannter, einer Herausforderung ähnlich. Der National Theatre Manager Christophe Eyssartier ist weiterhin überzeugt, ein attraktives Programm anbieten zu können. Die Multiplex-Kinos auf dem Kirchberg sowie in Belval hatten vergangene Woche jedoch keine neuen *Sorties* im Programm. Am Mittwoch fand in dieser Hinsicht ein Paradigmenwechsel statt. David Fincher’s Netflix Film *Mank*, der Anfang Dezember auf der Streaming-Plattform landet, freut sich über eventuelle zwei Wochen auf dem *grand écran*. Für Marmann bleibt die Rechnung klar: Nur ein regelmäßiger Fluss an neuen Filme bindet ein Publikum, welches regelmäßig ins Kino kommt.

Das Ciné Utopia trocknete in dem Sinne noch nicht aus. Zwei Spielfilme starteten vergangenen Mittwoch, zwei weitere sind seit diesem Mittwoch neu im Programm. Das Kino in der Rue de la Faïencerie stemmt bei Weitem nicht Kinepolis in

Kinos müssen Orte einer wirklichen Begegnung werden, in denen das Filme-Schauen nur einen Bruchteil einer kollektiven Erfahrung darstellt

Luxemburg und stemmt sich nicht einmal selbst. Vor allem in diesem Jahr. Eyssartier bestätigt, dass die große Mehrheit der Zuschauer/innen für die amerikanischen Blockbuster Eintritt zahlt. Diese Blockbuster wurden nun alle – und die Nachricht fiel in den vergangenen Monaten immer wieder wie der berühmte Himmel auf den Kopf der Kinos, die auf diese Filme angewiesen sind – von den amerikanischen Studios verlegt. Sei es nun *Marvel* Superhelden, *James Bond* oder der neue Pixar-Film. Die Warner Bros waren im späten Sommer das einzige Studio, welches sehr prominent Christopher Nolans *Tenet* auf den klassischen Kinomarkt geworfen hat. In der englischen Presse wurde dafür Nolan als großer Retter und Messias der *septième art* hochgeschaukelt. Tatsache bleibt jedoch, dass der Film unabhängig von seinem relativ guten Einspielergebnis außerhalb der Vereinigten Staaten zwischen 100 und 150 Millionen Dollar Verluste verbuchen musste. Ein Blockbuster macht erst Profit, wenn das Doppelte am Budget eingespielt wird. Nolan rettete dieses Jahr also nichts, auch nicht in einem Nolanschen Paralleluniversum, sondern deckte vielleicht laufende Kosten. Laut dem Programmkoordinator des CDAC kann ein einziger Blockbuster auch nicht alleine das Kinojahr retten. Auch nicht in einem Viren-freien Jahr wie 2019. Das Remake von *The Lion King* verbuchte hierzulande weitaus höhere Zuschauerzahlen als *Tenet*, aber der Film alleine hätte die Kinos nicht aus den Miesen halten können.

Für die Studios war das Ergebnis des Experiments *Tenet* klar. Das Studio mit der Maus ist soweit gegangen, das Kino als Mitelsmenschen komplett zu übergehen und mit dem hauseigenen Streaming-Dienst auszutauschen. Filmbegeisterte gehen dieses Jahr jedenfalls nicht mehr ins Kino und das, obwohl die Kinobetreiber die von der Regierung erforderlichen Hygienemaßnahmen umgesetzt haben. Die *mesures sanitaires* in den Sälen sowie Theatern sind zum Beispiel strenger als im Horeca-Sektor. Die Einlasszahlen der Kultur- und Kunstorte sind lächerlich klein und haben sich als überdurchschnittlich sicher erwiesen. Die Regierung verpasste trotzdem wiederholt die Chance, dies in ihrer Kommunikation mitzuteilen. Resultat dieser Inkonsequenz und der Gier der Studios: Das CDAC verbuchte zum Beispiel bisweilen 55 Prozent weniger Eintritt dieses Jahr als zum gleichen Zeitpunkt vergangenes Jahr. Bei Kinepolis wird es ähnlich sein. Besucherzahlen sind in den Regionalkinos weniger imminent wichtig als bei Kinepolis, dank einer Konvention mit dem Kulturministerium. Nicht alle Kinos in der Region verfügen jedoch von zusätzlichen Gemein-dehilfen und stecken ihr eigenes Geld und Energie in einen eh schon von Profit nicht sehr gesegneten Bereich.

Wie in vielen Bereichen dieses Jahr hat Covid im Kino eine vor sich hin kleckernde Tendenz verstärkt und ihre Grenzen offengelegt. Amerikanische Filmproduktion und vor allem die der Blockbuster haben gleich mehrere Monstren geboren: Produktionen auf einem solch hoch budgetisierten Level brachten Filme hervor, die dem Bankensprech ähnlich *too big too fail* sein müssten. Wenn die Studios jedoch aus Angst auf ihren Filmen sitzen bleiben und niemand ins Kino geht, dann fällt das jahrzehnte alte Kartenhaus in sich zusammen. Die Kinos siechen als erstes hin, wie Beispiele in Großbritannien und Frankreich jetzt schon zeigen. Die gleiche Produktionslandschaft hat den mittelhoch budgetisierten Film ausrotten lassen, und die Autor/innen dieser Filme produzieren nun mit *carte blanche* für Netflix. Von Amazon soll an dieser Stelle gar nicht die Rede sein. Der Teufelskreis für die Institution Kino ist perfekt.

Es wäre also höchste Eisenbahn, mit den veralteten Mustern aufzubrechen, ehe es zu spät ist. *Tracts Gallimard* publizierte kürzlich Olivier Assayas Text *Le temps présent du cinéma*,

in dessen Prolog er noch einmal ausdrücklich darauf hinweist, dass jetzt der Augenblick gekommen wäre, dank der im Vergleich ephemeren Pandemie die Kinokunst neu zu denken, zu hinterfragen und sogar zu erfinden. Nicht nur im Hinblick auf die Produktion, sondern auch auf dessen Rezeption. Diese Forderung scheint so selbstverständlich, dass Mensch sie aus den Augen verlieren kann. Regisseur Cédric Klapisch, Mitbegründer der VOD-Plattform La Cinetek, die seit Kurzem in Luxemburg funktionstüchtig ist, spricht sogar von einer Verantwortung von Regisseur/innen, Produzent/innen und Vertreiber/innen gegenüber dem kulturellen Pluralismus, der *exception culturelle*. Dieser Pluralismus stehe als Bastion reaktionärer und extremistischer Tendenzen in Gesellschaft und Politik gegenüber. Bilderziehung drch das Kino ist Bilderziehung auf die Welt. Diese *éducation à l’image* kann aber nicht ausschließlich durch die Kunst als solches passieren, sondern auch über die Wege, wie Mensch zur Kunst gebracht wird. Agnès Salson, Ko-Autorin von Cinema Makers *Le nouveau souffle des cinémas indépendants*, geht von der These aus, dass sich Kinos von ihrem antiquierten Dasein als schwarze Kästen trennen müssten, um in Zeiten des *tout numérique* eine Daseinsberechtigung zu behalten. Kinos müssen Orte einer wirklichen Begegnung werden, in denen das Filme-Schauen nur einen Bruchteil einer kollektiven Erfahrung darstellt, um zu überleben. Kreation und Rezeption müssen sich die Klinke geben, um gemeinsam Lust auf Kino zu machen. Eine Lust, wie das Coronavirus verstärkt bewiesen hat, die Multiplex-Kinos oder das klassische Programmkino nicht mehr entfachen kann. Die Cinephilie ist kein Mittel zum Zweck und wird es nach Corona noch weniger sein. Ihr ist das veraltete Konzept vom Kino egal. Filme findet Mensch überall. Was am Ende des Tages zählt, ist was Mensch aus der Erfahrung Kino macht.

Nach diesem Kulturpessimismus kontert der Autor dieser Zeilen dieses Wochenende mit dem klassischen Kinobesuch. Auf dem Programm: der französische Film *Garçon chiffon*, Finchers *Mank*, *The Perfect Candidate* von Haifaa al-Mansour, *Schwesterlein* mit Nina Hoss und Lars Eidinger oder sogar ein restauriertes *Total Recall* des niederländischen Meisters Paul Verhoeven. ●

Compter les étoiles

Salomé Jeko

Elle a écrit : « J'espère que vous nêtes pas atteinte du Covid et que votre silence a d'autres origines que des problèmes de santé ». Puis elle m'a noté d'une étoile sur cinq, baissant ainsi mon évaluation globale d'une demi étoile et surtout, venant ternir une trentaine d'avis positifs. Vous savez quoi ? Ça a presque plombé ma soirée. Alors merci l'application Vinted. Car oui, j'ai enfin fini par mettre à profit ce tri frénétique qui a considérablement occupé mes mois de confinement et grandement vidé mes armoires. Si toutes ces piles d'habits, s'élevant jour après jour, toujours plus haut autour de moi, n'avaient alors pour principal intérêt celui que de m'isoler du reste de mon foyer – comprenez deux individus masculins de 3 et 39 ans sur qui le mot « rangement » a un effet répulsif immédiat – j'ai depuis fini par utiliser cette plateforme de vente de vêtements en ligne, afin de liquider les quelques pièces que je ne m'étais pas résolue à donner. Sauf que ma dernière vente, vous l'avez compris, je l'ai un peu ratée. Elle m'est tout bonnement sortie de la tête et voilà comment j'ai oublié d'envoyer ce colis, contenant une veste en cuir dont j'aurais été bien contente de me débarrasser et qui semblait enchanter mon acheteuse, auteure de cette mauvaise évaluation, finalement aussi drôle que bien méritée.

Alors mea culpa. Parce que pour une fois, le virus n'y est pour rien : j'ai simplement pris la fâcheuse habitude d'enlever les notifications de toutes mes applications – notifications envoyés justement pour éviter ce genre d'oubli. Pas malin, j'en conviens. Reste que ces derniers temps, les « une étoile sur cinq », les jugements en tout genre, les commentaires désapproubateurs, les reproches et la négativité quelle qu'elle soit, je m'en passerai

bien. Même ce radar préventif, à l'entrée de ma rue, affichant à mon passage un smiley parfois joyeux, mais souvent grimaçant (son humeur variant selon ma vitesse de conduite) m'exaspère au plus haut point. Suis-je à fleur de peau ? Peut-être. Si j'este avoir fortement lutté, à titre

personnel et depuis presque huit mois, contre la propagation du pessimisme ambiant, j'avoue aujourd'hui être un peu essoufflée. Fatigue générale, lassitude intense et sentiment qu'on nous enfonce un peu plus profond la tête sous l'eau à chaque petite bouffée d'oxygène qu'on voudrait s'octroyer... Enfin, je suppose que vous comprenez.

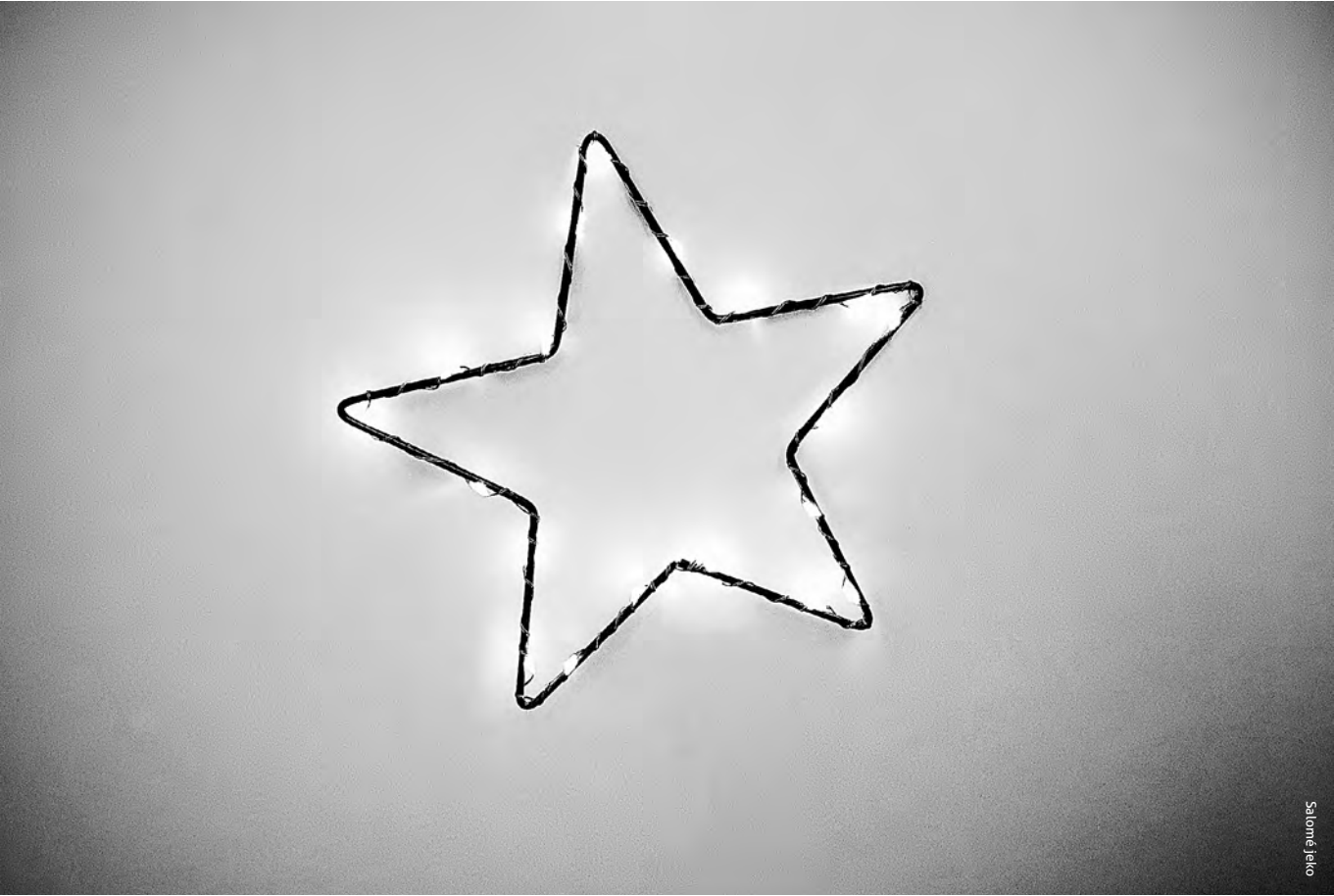
Aussi, quand j'ai reçu cet e-mail de l'école, annonçant l'heure du « bilan intermédiaire » de mon enfant, bilan destiné à évaluer les compétences de mon garçon de trois ans, j'ai été un peu révoltée. Exaspérée, énervée, remontée, ce que vous voulez. Évidemment, je me doute bien que ce ne sera rien de très méchant, que ça s'avérera probablement même intéressant, du point de vue du développement, de l'apprentissage, tout ça... Mais bon sang. Avoir trois ans, comptabiliser en tout et pour tout deux mois de scolarisation et être déjà sujet d'un bilan... Comme si avoir trois ans en pleine pandémie ce n'était déjà pas assez

marrant. J'ai quand même un peu de peine pour tous ces enfants, qui accumulent eux aussi depuis des mois, souvent plus silencieusement que les grands, beaucoup de pression sur leurs frères épaules et qui devront quand bien même passer sous le grill de fichues évaluations.

Mais aussi pour tous ces parents qui auront de leur côté un peu d'appréhension à l'heure de ces bilans, parce que c'est finalement toujours aussi un peu eux qui se sentent jugés dans ces moments-là. Eux qui savent que ces derniers temps télétravail a

sans doute un peu trop rimé avec télévision et pas assez avec additions ou soustractions. Eux qui ressentiront probablement encore une fois cette même appréhension à l'approche de leur propre entretien annuel. Face à un supérieur hiérarchique devant lequel ils devront, ventre un peu noué, parler chiffres et objectifs, au terme d'une année où garder le nez dans le guidon et la tête hors de l'eau résultaient déjà de l'exploit.

Entre nous, si on a su, et dû, ces derniers mois, se passer de beaucoup de choses, est-ce qu'on ne pourrait pas aussi faire l'impasse sur toutes ces évaluations qui nous mettent la pression ? Sur ces bilans, ces appréciations, ces critiques soi-disant constructives, ces jugements omniprésents qu'on nous impose, qu'on nous propose et qu'on s'inflige ? 2020 n'est pas la bonne année pour dresser un bilan quel qu'il soit. Évitions d'évaluer le rendement de nos résolutions de janvier dernier, de réprimander le taux de croissance du chiffre affiché sur notre balance, de juger de notre indice de productivité en matière de plats faits maison ou de comptabiliser le nombre de série Netflix regardées au prorata du nombre de soirées passées sur son canapé. Arrêtons d'accepter de juger de l'humeur de la dame derrière le guichet, de l'infirmière débordée ou du monsieur au portique de sécurité en appuyant sur un smiley coloré. Interdisons le calcul des pertes en matière de fêtes annulées, de dîners prématurément achevés, de spectacles manqués, de projets avortés et de baises envolés. Par pitié, n'empirons pas la situation. Sauvons notre fin d'année et gardons les étoiles non par pour la notation, mais pour la décoration de tous ces sapins qui arriveront bientôt dans nos salons, comme si de rien n'était... ●



Préférons les étoiles de Noël à celles des notations perpétuelles

Stil

L'ENDROIT



Lokaal

Leur premier établissement dans le bas de l'avenue G-D Charlotte nous avait séduit, à cause de son look un peu grunge, un peu vintage, qui annonçait une ambiance très décontractée et sans chichi, aussi bien du côté bistro que des bureaux à louer, partiellement en open space. The Office, comme s'appelle cette société, a bien su répondre aux jeunes pousses indépendants du business et de la création

ainsi qu'aux *start-ups*. Le bistro, appelé Lokaal, vient de trouver un petit frère au centre-ville, et plus exactement au boulevard Prince Henri, où d'autres boxes de travail ont été créés (photo : GD). Si on retrouve l'ambiance nonchalante du premier espace, le concept ici a été légèrement modifié, centre-ville oblige. On le voit dès l'entrée, ici tout se devait d'être un rien plus chic. Dans une déco vert-bouteille on trouvera quand-même aussi le café du matin avec cookies, croissants bio, sucrés ou au jambon-fromage, et autres délices sucrés. Poke-bowls, taboulés, salades, baguettes et sandwiches, ou même un plat chaud sont prévus pour le déjeuner de midi. Le tout fonctionne aussi en take-away, car tout y est fait pour correspondre aux besoins des locataires, qui y tiennent des micro-conférences ou échangent leurs expériences autour d'un verre.... ou d'un apéro prolongé (Lokaal est ouvert

du lundi au vendredi de 7h30 à 20h). À l'heure de celui-ci on vous suggère le plateau apéro avec pâtés, fromages, falafels, boulette de viande, hummus et pain grillé (*lokaal.lu*) GD

LES PRODUITS

Mafra Organic

Vous qui êtes plutôt du genre nourriture saine, produits bios, thés détox etc... ce site web est pour vous. À moins que vous ne vouliez prendre la route vers Bascharage et découvrir sur place les produits en vente, ce qui rendra inutile l'adresse web *mafra-organic.com*. Car évidemment, tout ce que vous pouvez commander en ligne sera aussi à disposition dans la boutique. À commencer par les miels, du

goût acacia au gingembre, en passant par le citron et même l'ail, la moutarde, le thym ou le safran (photo extraite du site). Des thés à base plutôt classiques sont proposés en version nature, qu'il s'agisse de thé vert, d'earl grey, de darjeeling ou de thé en poudre. Les détox ne font pas défaut, avec les plus connus comme l'hibiscus ou le rooibos, mais aussi un grand-ducal appelé Sweet dreams. Si la case « sweets & snacks » reste désespérément vide, il est toutefois intéressant de s'aventurer du côté du blog. Où les amateurs de café seront intéressés



par la découverte d'un top six de *kawas* organiques à essayer en 2020, dont le « Death wish coffee » étant réputé pour être le plus fort du monde. Dans une autre section intitulée « the best ground coffees » on trouvera un café péruvien uniquement produit par des mains de femmes. On y dénicherait aussi des idées pour produire soi-même son thé glacé, et, enfin, des méthodes et des produits pour maigrir. Mais ceci, comme le ice-tea, pourra attendre l'été prochain, et, on l'espère tous chaudement, la fin du Covid. GD

LE VÊTEMENT

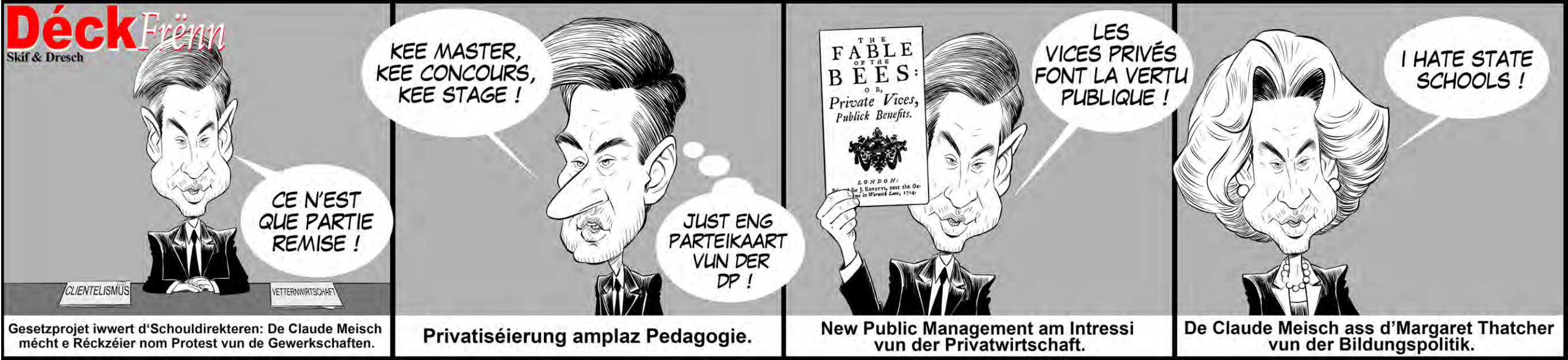
Einführung

Son nom est bel et bien italien et elle fait confectionner ses créations vestimentaires en Italie.

N'empêche que Flavia Carbonetti est basée à Luxembourg, où elle conçoit ses vêtements sous le label Einführung. Des habits qui sont fabriqués selon les règles du développement durable et dont la particularité est surtout qu'ils sont unisexes (photo : Einführung). L'idée de confectionner des vêtements interchangeables entre hommes et femmes est venue à la styliste pendant ses études lorsqu'elle habitait un minuscule studio à Florence avec son conjoint et qu'il fallait se partager le dressing exigü. Depuis, les créations confortables à porter sont présentées dans des magazines de mode pointus comme *Trend Privé*, *33 Magazine*, *The Secret Code of Fashion* ou *Kingdom of Style*. Ce dernier intitulera d'ailleurs son article « sur terrain neutre » (*on neutral ground*) en juxtaposant le même manteau jaune porté une fois par une femme et une fois par un



homme. Sur le site *myeinführung.com*, on peut passer commande en ligne en découvrant deux collections. « Initiation » sera plus décliné dans les tons bleus et gris, « Naïveté » dans des couleurs brunes ou beige-moutarde, avec de larges rayures et de grands carreaux. Une petite note de folie est à trouver dans certains modèles, qui pourraient venir de la brève période que Flavia a partagée aux côtés de la plus libertine des grandes créatrices de mode, Vivienne Westwood. Flavia est par ailleurs consultante de mode. GD



land recherche

M U T I G Ü B E R D I E G R E N Z E N

D I E I V E R S I T Ä T L U X E M B U R G W E R D E N
W I L L I N T E R D I S Z I P L I N Ä R E R

HEY, LASS UNS DAS ZUSAMMEN MACHEN!
W I E W I S S E N S C H A F T L I C H E R Z U E I N E R Z U S A M M E N A R B E I T ?

E S G A B E I N N E T W O R K I N G Ü B E R D I E G R E N Z E N

D I E L I T É R A I S C H E N B E Z I E H U N G E N Z W I S C H E N
L U X E M B U R G U N D D E N N I E D E R L A N D E N

DÉSACCORD SYNDICAL FACE AU RÉCHAUFFEMENT

L A P R O T E C T I O N D E L ' E N V I R O N N E M E N T S È M E L E T R O U B L E

W A S L E B T D A U N T E N ?

H Ö H L E N U N D G R U N D W A S S E R K Ö R P E R A L S L E B E N S R A U M

MOINS D'ÉNERGIE POUR PLUS DE FROID

M A T É R I A U X F É R R O I Q U E S

KAMPF UM FÖRDERMITTEL

D A S B I L D U N G S M I N I S T E R I U M

E I N S P R A C H L E R N P R O G R A M M U N D

LES PRIX ET LES ENCHÈRES

PAUL MILGROM, NOBEL D'ÉCONOMIE 2020



Die großen Fragen

Peter Feist

Die interdisziplinäre Forschung macht von sich reden. Vergangene Woche wurde an der Universität Luxemburg das Institute for Advanced Studies offiziell aus der Taufe gehoben. Zunächst als virtuelle Plattform soll es den Ideenaustausch quer über die traditionellen Forschungsdisziplinen fördern und „mutigen“ Projekten zum Entstehen verhelfen. Projekte, die weder in die Schubladen der Forschungsprioritäten von Staat und nationalem Forschungsfond FNR passen, noch zu jenen Prioritäten, welche die Uni sich gegeben hat.

Der FNR tut Ähnliches. Allerdings benutzt er den Begriff „Transdisziplinarität“. Damit sei die Grenzüberschreitung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gemeint, erläutert FNR-Generalsekretär Marc Schiltz. Der FNR ist ebenfalls dabei, eine virtuelle Plattform einzurichten. „Initiate“ heißt sie. Auf ihr sollen Wissenschaftler/innen „Stakeholders“ aus der Gesellschaft begegnen und über „Challenges“ sprechen. Seien

es große Menschheitsfragen wie der Klimawandel, seien es große Luxemburger Fragen wie etwa der Wohnungsmangel. Natürlich, sagt der FNR-Chef, müsse man aufpassen, dass daraus tatsächlich Forschungsfragen hervorgehen. Der Klimawandel sei ein gesellschaftliches und politisches Problem, die Forschung könne zu seiner Lösung lediglich Beiträge liefern. Idem zum Wohnungsproblem. Es gebe durchaus Politiker/innen, die fragen: „Könnt ihr da nichts machen?“

Dass solche Fragen gestellt werden, ist aber ganz verständlich. Seit die EU sich vor zwanzig Jahren ihr erstes Programm für Wettbewerbsfähigkeit gegeben hat, das damals „Lissabon-Strategie“ hieß, ist von der „Wissensgesellschaft“ die Rede, und von den Wissenschaften werden konkrete Beiträge zur Innovation erwartet. In Luxemburg sind damit häufig Beiträge zur wirtschaftlichen Diversifizierung und Hochtechnologie-Entwicklung gemeint, aber nicht nur.

Denn gleichzeitig nimmt der Bedarf an möglichst „evidenzbasierter“ Politik zu. Wissenschaftler/innen sollen Szenarien und Modelle liefern, auf deren Grundlage dann politische Entscheidungen fallen. Sei es derzeit in der Corona-Seuche, sei es zu den öffentlichen Finanzen. Die nach der Bankenkrise vor zwölf Jahren in der EU eingeführten technokratischen Instrumente zur Haushalts-Disziplinierung der Mitgliedstaaten wären nicht denkbar ohne mathematische Modelle.

Die Frage ist natürlich, ob Politiker/innen und „Stakeholders“ sie verstehen. Zweifel sind angebracht. Deshalb kann es auf keinen Fall schaden, die Wissenschaften stärker in die Gesellschaft zu tragen, damit allgemein besser verstanden werden kann, welche komplexen Zusammenhänge den Alltag bestimmen, und die Gesellschaft aufgeklärter über ihre Probleme diskutieren kann. Auf Luxemburg bezogen, fällt aber auf, dass die Wissenschaft solche Beiträge nicht in allen Bereichen

liefert. Zum Schulwesen tut sie es, zum Rechtsstaat und zu den Institutionen, zu Covid-19 auch. Aber zum Wohnungsproblem, um darauf zurückzukommen, kann sie noch nicht genug sagen. Welche Auswirkungen diese oder jene Reform der Grundsteuer hätte, dazu hat hierzulande noch niemand geforscht. Und wenn kommendes Jahr vielleicht die nächste Runde Steuerreform konkreter wird und erneut die „Steuerungerechtigkeit“ auf den Tisch kommt, wird man feststellen müssen, dass es einen Luxemburger Piketty noch nicht gibt.

Das ist der spannende Widerspruch zwischen Interdisziplinarität und Transdisziplinarität als Begriffe, die mit vielen Erwartungen aufgeladen sind, und den Forschungsdisziplinen, wie es sie schon gibt: Ohne Letztere weiterzuentwickeln, kann es keine hochwertigen Grenzüberschreitungen geben, und die Expertise der Wissenschaften zu großen Gesellschaftsfragen wird unvollständig.



Index

- 23

Mutig über die Grenzen
Die Uni Luxemburg will interdisziplinärer werden
Peter Feist
- 24

„Hey, lass uns das zusammen machen!“
Die Wissenschaftssoziologin Jennifer Dusdal über interdisziplinäres Forschen
Peter Feist
- 25

Déscaccord syndical face au réchauffement
La protection de l’environnement sème le trouble dans des syndicats souvent liés à la production d’énergie fossile
Pierre Sorlut
- 26

Moins d’énergie pour plus de froid
Matériaux ferroïques
France Clarinval

Kampf um Fördermittel
Fragen um die Finanzierung eines Sprachlernprogramms für die Vorschulen durch das Bildungsministerium
Ines Kurschat
- 27

Was lebt da unten?
Das *Naturmusée* untersucht Höhlen und Grundwasserkörper als Lebensraum
Peter Feist

Les prix et les enchères
Paul Milgrom, prix Nobel d’économie 2020, un prestigieux invité de l’Université du Luxembourg
Skerdilajda Zanaj
- 28

„Es gab ein Networking über die Grenzen“
Jeff Schmitz erforscht am CNL die literarischen Beziehungen zwischen Luxemburg und den Niederlanden
Anina Valle Thiele
- Coordination : Peter Feist

Photos : Sven Becker



Am Luxembourg Centre of Systems Biomedicine in Belval

Mutig über die Grenzen

Peter Feist

Die Universität Luxemburg will interdisziplinärer werden. Das klingt unspektakulär, hat aber strategisch eine große Bedeutung

Hat der sozioökonomische Status eines Menschen Einfluss auf das Risiko, im Alter an Demenz zu erkranken? Spielt dabei die Ernährung eine Rolle oder Stress? Wirken diese auf das Mikrobiom, womit die Riesenpopulation aller Bakterien im Darm gemeint ist, deren Wechselwirkungen mit anderen Organen, vor allem dem Hirn, die Wissenschaft dabei ist, Stück für Stück aufzuklären? Es könnte eine Wirkungsachse Ernährung-Mikrobiom-Darm-Hirn geben; darauf deuten jüngste Erkenntnisse hin. Und wenn der sozioökonomische Status Ernährungsentscheidungen beeinflusst, gibt es womöglich tatsächlich einen Zusammenhang zwischen sozialen Ungleichheiten und dem Demenzrisiko.

Diesen Fragen soll sich das Forschungsprojekt *MCI-Biome* an der Universität Luxemburg zuwenden. Geführt wird es von der Psychologin und Public-Health-Expertin Anja Leist, dem Neurologen Rejko Krüger und dem Mikrobiologen Paul Wilmes. „Es wird darauf ankommen, zwischen Einzelerkenntnissen klare kausale Zusammenhänge zu finden“, sagt Krüger. Bekannt sei bereits, dass die Ernährung eine Rolle spielt, ob sich ein „Mild cognitive impairment“ (MCI) entwickelt, eine Vorstufe für Demenz. Der Zusammenhang zwischen Mikrobiom und neurodegenerativen Erkrankungen sei ebenfalls „durch gute Studien nachgewiesen“, ergänzt Wilmes. Und Leist fügt an, „Beobachtungsstudien haben

zum Beispiel gezeigt, dass jedes zusätzliche Schuljahr vor Demenz im Alter schützt. *MCI-Biome* wird solche Wirkmechanismen mit der Lupe anschauen.“ Es gehe um Vorgänge auf molekularer Ebene, sagt Wilmes, und was genau sie auslöst. Krüger betont, die Zusammenhänge seien auf jeden Fall komplex.

MCI-Biome ist eines von vier Pilotprojekten, mit denen die Universität zeigen will, wie interdisziplinäre Forschung funktionieren kann. „Die coolsten Dinge findet man an den Schnittstellen zwischen den Disziplinen“, ist Paul Wilmes überzeugt.

Dass die Uni interdisziplinär forschen soll, ist ihr im Universitätsgesetz sogar aufgetragen. Ein Schub in diese Richtung wird sich von dem Institute for Advanced Studies (IAS) erwartet, das vergangene Woche offiziell ins Leben gerufen wurde, an dem aber schon seit über einem Jahr gearbeitet wird. „Mutige“ interdisziplinäre Projekte soll es ermöglichen, wünscht sich Forschungs-Vizektor Jens Kreisel, auf den die Idee zum IAS zurückgeht. Zunächst soll es eine virtuelle Plattform zum Ideenaustausch sein, die später auch profilierte Forscher/innen einlädt sowie den wissenschaftlichen Nachwuchs inspiriert. Die vier Pilotvorhaben sollen demonstrieren, was daraus entstehen kann. Neben *MCI-Biome* ist das ein weiteres Projekt, das untersucht, welche Auswirkungen es hätte, wenn im Rechtssystem künstliche Intelligenz menschliche Entscheidungen übernimmt. Ein drittes soll mit neuen Methoden des Maschinellernens Datensätze zur Einkommensverteilung durchforsten und Zusammenhänge mit Wohlbefinden und Gesundheit aufspüren. Das vierte schließlich heißt *Luxembourg Time Machine*. Es soll die industrielle Entwicklung der Südregion in sehr vielen Hinsichten erfassen, vom sozialen Wandel und politischen Prozessen bis hin zu Vorgängen in der Umwelt und der Gesundheit der Bevölkerung. An der Aufstellung dieser „Big data of the past“ wirkt neben dem Institut für Zeitgeschichte und digitale Geschichte an der Uni auch das Luxembourg Institute of Science and Technology mit.

Für die Universität hat im siebzehnten Jahr ihres Bestehens die Suche nach mehr Interdisziplinarität strategische Bedeutung. Im Grunde wendet sie sich damit Fragen zu, die bei ihrer Gründung in der Schwebe gelassen wurden; darunter die, was für eine Uni sie denn sein soll. Die politische Debatte war damals bewegt und konfliktreich. In der CSV-DP-Regierung war CSV-Premier Jean-Claude Juncker „viszeral“ gegen eine Uni. CSV-Justizminister Luc Frieden mochte sich nicht vorstellen, dass Rechtsanwälte an einer Universität Luxemburg ausgebildet würden. Große Teile der DP waren lange der Meinung, Luxemburger Student/innen sollten weiter ins Ausland gehen. CSV-Hochschulministerin Erna Hennicot-Schoepges wiederum, die auch Kulturministerin war, sah die Uni eine Zeitlang nah bei der Hochkultur: Musikwissenschaften und darstellende Künste sollten unterrichtet werden, in Belval Künstlerateliers entstehen. Am Ende war die Ausbildungsrolle der zu gründenden Universität politisch nachrangig. Die EU hatte ihr erstes Programm für Wettbewerbsfähigkeit und Innovation, die „Lissabon-Strategie“, herausgebracht und propagierte die „Wissensgesellschaft“. Und so wurde entschieden, dass die Uni Luxemburg eine „Forschungsuniversität“ sein soll, dazu eine interdisziplinäre. Berater der Hochschulministerin empfahlen damals, anstelle weitgehend selbstverwalteter Fakultäten von Direktionen geführte interdisziplinäre Institute einzurichten, weil das effizienter sei. Ins Uni-Gesetz gelangte am Ende ein Hybridmodell, und heute hat die Universität drei Fakultäten und drei interdisziplinäre Institute.

Nun geht es unter anderem darum, wie die Forschungszusammenarbeit zwischen diesen sechs Akteuren weiterentwickelt werden kann. Das IAS soll dabei helfen. An seinen vier Pilotprojekten fällt auf, dass für sie jeweils Wissenschaftler/innen der Fakultäten und der Institute verantwortlich sind. Forschungs-Vizektor Kreisel findet, die Uni habe „eine starke disziplinär orientierte Forschung“ entwickelt. Nun will er Brücken über die an Programmen orientierte Forschung hinweg bauen. „Das IAS ist ausdrücklich themenoffen“, betont er. Und ist sehr zufrieden, dass zum Stichtatum in der vergangenen Woche weitere 15 Projektideen eingereicht wurden. Die kamen diesmal aus der Wissenschaftler/innen-Gemeinschaft selbst; die vier Pilotvorhaben dagegen hatte das Rektorat initiiert und bei hochkarätigen Forscher/innen dafür geworben, Ideen einzureichen. Jens Kreisel lässt durchblicken, dass das IAS auch als Instrument gedacht ist, um Spitzenleute an der Uni zu halten: Indem ihnen thematische Freiheit außerhalb der Uni-Prioritäten in Aussicht gestellt wird, pro Projekt 400 000 Euro für vier Jahre und überhaupt etwas Neues. „Top-Leute muss man zu halten verstehen“, sagt Kreisel. In einem „Bleibegespräch“, das er kürzlich geführt habe, habe ein Professor erklärt, dass „an der Uni Luxemburg etwas passiert“, sei einer der Gründe, weshalb er bleibe.

Dabei findet Forschung, die Grenzen überschreitet und Wissenschaftler/innen verschiedener Disziplinen zusammenarbeiten lässt, schon statt. Jean-Marc Schlenker, der Dekan der Fakultät für Natur- und Technikwissenschaften (FSTC), sagt, der Trend dahin bestehe weltweit schon länger. Mathematiker/innen und Physiker/innen zum Beispiel würden seit den Achtzigerjahren immer mehr zusammenarbeiten und voneinander lernen. Und er verweist auf Projekte zwischen Physiker/innen seiner Fakultät und Forscher/innen des Luxembourg Centre of Systems Biomedicine. „Über die Möglichkeiten, die sich da bieten, informieren wir mit Workshops. Foren dieser Art zum Ideenaustausch muss eine Fakultät anbieten.“

Katalin Ligeti, die Dekanin der Fakultät für Wirtschaft, Recht und Finanzen (FDEF), sieht Mathematik und Computerwissenschaften mit allen Bereichen ihrer Fakultät immer mehr verbunden. Nicht nur in Ökonomie und Finanzwissenschaften, sondern auch in der Jura: „Im ‚Predictive Policing‘ zum Beispiel, das analytische Instrumente für potenzielle kriminelle Aktivitäten untersucht, müssen Wissenschaftler/innen heute auch die Technologien des Maschinellernens kennen.“ Die FDEF treibe Interdisziplinarität zum Beispiel mit dem von ihr gegründeten „Centre on Sustainable Governance and Markets“ voran. Diese virtuelle Plattform bündele die Expertise von 200 Forscher/innen.

Georg Mein schließlich, der Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät (FLSHASE), findet, dort sei die Interdisziplinarität schon

jetzt „besonders groß“. Die Probleme der Moderne seien nicht nur die einer Disziplin. Was man unter anderem in den Erziehungswissenschaften erkenne, einer Forschungspriorität der Uni, die Pädagog/innen, Psycholog/innen, Soziolog/innen und Kognitionswissenschaftler/innen zusammenführt. Die klassischen Humanwissenschaften wie Geschichte oder Sprachforschung überdies würden sich ähnlicher Methoden bedienen und Narrative produzieren, die sich überlappen. Dass die Geisteswissenschaften für Interdisziplinarität prädestinierter seien als die Naturwissenschaften, glaubt Mein aber nicht: „Ich denke, auch die Grenzen zwischen Biologie und Chemie werden fließender.“

„Allein schon die Entwicklung in den Datentechnologien wird sämtliche Disziplinen umkrempeln und Interdisziplinarität überall nötig sein.“

Rudi Balling, LCSB-Direktor

Doch wer Interdisziplinarität an einer Uni zum Programm machen will, steht vor einem Dilemma: Universitäten forschen nicht nur, sondern bilden auch aus. Und die Grundlage von Interdisziplinarität sind Disziplinen. „Ein Wissenschaftler muss zunächst disziplinär gearbeitet haben, ehe er das auch interdisziplinär tun kann“, betont Jean-Marc Schlenker. Das sei „eine wichtige Botschaft“. Auch Jens Kreisel sagt, „ohne die Disziplinen geht es natürlich nicht“. Das bedeutet allerdings auch, Doktorand/innen als wissenschaftlichen Nachwuchs einerseits disziplinär hochwertig auszubilden, ihnen andererseits zu zeigen, was es jenseits ihrer Disziplinen noch gibt. Rejko Krüger, der Professor für Neurowissenschaften, sagt, es komme darauf an, „eine Kultur zu entwickeln, einen Spirit“, damit Interdisziplinarität nicht nur von Professor/innen gewagt wird, sondern über die Forscher/innen im akademischen Mittelbau bis zu den Doktorand/innen reicht. „Die Uni Luxemburg ist darin gar nicht schlecht.“

Vor allem wird das mit *Doctoral Training Units* versucht, die interdisziplinär angelegt sind. In den ersten Jahren der Uni gab es schon Versuche, Disziplinen übergreifende Dissertationen zu ermöglichen. Aber das war schwierig. Als an der Fakultät für Wirtschaft, Recht und Finanzen ein Bereich angewandte Mathematik geschaffen wurde, zweifelten Fachkolleg/innen aus dem Ausland an der Qualität dieser Doktorarbeiten. Heute, sagt Fakultäts-Dekanin Ligeti, würden in den *Doctoral Training Units* der FDEF Jura und Wirtschaft beziehungsweise Jura und Computervissenschaft verbunden. Gruppen von Doktorand/innen trügen mit ihren Arbeiten zu einem gemeinsamen Thema bei, auch wenn die Promotion in einer Disziplin verliehen wird. Offenbar sind die Wissenschaften im Fluss. Doch sowohl Wissenschaftszeitchriften sind noch überwiegend disziplinär als auch die Forschungsförderung: „Ob man beim FNR einreicht oder bei der EU: Die Experten, die den Antrag durchsehen, sind Experten einer Disziplin“, sagt Christine Schiltz, Kognitionswissenschaftlerin und Vizedekanin der Geisteswissenschaftlichen Fakultät. Die Konkurrenz sei ohnehin groß.

Zu den drei interdisziplinären Instituten der Uni sollen ebenfalls weitere Brücken gebaut werden. Was auch deshalb naheliegt, da die Uni sich in ihrem aktuellen Vierjahresplan vorgenommen hat, Gesundheit und Datenwissenschaften als förderierende Themen zu entwickeln. Was im Prinzip sowohl das Institut für Security, Reliability and Trust (SNT) betrifft, als auch das Institut für Zeitgeschichte und digitale Geschichte und das Luxembourg Centre for Systems Biomedicine (LCSB). LCSB-Direktor Rudi Balling kann schon jetzt auf die Zusammenarbeit mit den Physiker/innen der Naturwissenschaftlichen Fakultät verweisen. In einem Programm *Soft Matter* wird gemeinsam daran gearbeitet, Phasenübergänge, wie sie die Physik beschreibt, auf Vorgänge im menschlichen Körper anzuwenden. „Wenn sich damit biologische Vorgänge besser verstehen lassen, könnte das medizinisch nützlich werden.“ Vielleicht ließen sich dann schwere Erkrankungen vorhersagen.

Das LCSB bildet selber Doktorand/innen aus, zum Teil mit der FSTC-Fakultät. „Das ist eine Ausbildung, die sowohl experimentell als auch in Bioinformatik stark ist“, sagt Balling. Er findet, dass eine zu stark disziplinäre Ausrichtung der akademischen Ausbildung nicht praxistgerecht wäre: „Nur zwei bis fünf Prozent der Studenten mit Dokortitel werden später Universitätsprofessor.“ Dabei werde allein schon die Entwicklung in den Datentechnologien sämtliche Disziplinen umkrempeln und Interdisziplinarität überall nötig sein. „Da könnte eine interessante Frage lauten, was aus den Unis wird.“

Strategisch bedeutsam ist Interdisziplinarität demnach allemal. Jens Kreisel, der Forschungs-Vizektor, sagt, die Universität Luxemburg sei dabei, ihre Strategie zu überarbeiten. In welche Richtung und was das im Zusammenhang mit IAS und Interdisziplinarität heißt, will er noch nicht sagen. In etwa einem Monat würden die Pläne konkreter. ●

Darstellung von Hirnzellen am Computer





Jennifer Dusdal

„Hey, lass uns das zusammen machen!“

Interview: Peter Feist

Wie finden sich Forscher/innen zu interdisziplinären Projekten? Ein Interview mit der Wissenschaftssoziologin Jennifer Dusdal

Jennifer Dusdal ist Research Scientist an der Fakultät für Geisteswissenschaften, Erziehungswissenschaften und Sozialwissenschaften der Universität Luxemburg. Sie forscht zu Hochschul- und Wissenschaftssystemen, darunter wissenschaftliche Netzwerke und Zusammenarbeit sowie interdisziplinäre Forschung.

d'Land: Frau Dusdal, wieso ist in letzter Zeit so viel die Rede von interdisziplinärer Forschung?

Jennifer Dusdal: Grundsätzlich ist diese Idee nicht neu: Zusammengearbeitet haben Wissenschaftler/innen eigentlich schon immer. Der Begriff „Interdisziplinarität“ ist in den letzten Jahren zu einem Modewort in der Wissenschaft avanciert. Heute gibt es natürlich viele Forschungsfragen, die sich aus einer einzelnen Disziplin heraus gar nicht beantworten lassen, weil eine bestimmte Ausrüstung und Geräte fehlen, oder Methodenkenntnisse und Theorieexpertise aus anderen Bereichen unverzichtbar sind.

Das heißt, die Entwicklung der Wissenschaft hat einen Punkt erreicht, an dem die Disziplinen überwunden werden müssen?

Nein, und ich glaube, die meisten meiner Kolleg/innen würden mir zustimmen, dass die einzelnen Disziplinen einen wesentlichen Beitrag zur Wissensgewinnung leisten. Sie spielen eine zentrale Rolle in der Grundlagenforschung. Aber das eine schließt das andere nicht aus. Es geht einerseits darum, dass herausragende Einzelleistungen möglichst Disziplinen übergreifend gebündelt werden sollten, um interdisziplinäre Spitzenforschung voranzutreiben. Andererseits hat sich wissenschaftliche Forschung aber auch immer weiter ausdifferenziert und spezialisiert – was es umso wichtiger macht, dass dieses Spezialwissen geteilt wird. Ist von herausragender Forschung die Rede, heißt es meist: interdisziplinär, international und vergleichend.

Funktioniert die Wissenschaft anders als früher?

Was genau geschieht, ist eine spannende Frage. Heute ist nicht nur die Rede von Interdisziplinarität, sondern auch von Multidisziplinarität und Transdisziplinarität. In der Literatur sind die Begriffe definiert, aber was sie in der Forschungspraxis bedeuten, ist nicht so klar. Häufig geht es um Zusammenarbeit, doch man muss genau hinschauen: Interdisziplinäre Kooperation kann auch funktionieren, ohne direkt zusammenzuarbeiten. Man kann einen Historiker mit einem Mediziner zusammenbringen und jeder legt innerhalb eines Projekts Arbeitspakete fest. Der eine beschafft die Daten, der andere ist für die Methodenentwicklungen zuständig. Aus meiner Sicht geht es aber darum, das gemeinsam zu tun. Entscheidend ist, ob sich eine gemeinsame Fragestellung finden lässt, eine gemeinsame Forschungsidee. Dann wird aus einer interdisziplinären Kooperation Zusammenarbeit: Daten, Methoden und theoretische Ansätze werden von Anfang an miteinander verzahnt. Aber dafür braucht es ein gemeinsames Forschungsinteresse.

Wie ist das im Karriereweg: Sind junge Wissenschaftler/innen oft neugierig auch auf andere Disziplinen, aber dann werden sie in der Doktor-Phase zu stark auf eine Disziplin festgelegt?

Karrierewege sind nicht gradlinig. Grundsätzlich sind Dissertationen disziplinär ausgerichtet: Durch sie wird der höchste wissenschaftliche Abschluss vergeben, und wie gesagt: Zur Gewinnung neuen Wissens sind die Disziplinen essenziell. In Luxemburg haben wir vier Doktorandenschulen: „Science and Engineering“, „Rechtswissenschaften“, „Wirtschafts- und Finanzwissenschaften“ und „Geistes- und Sozialwissenschaften“. Aber zusätzlich gibt es DTUs, *Doctoral Training Units*. Ihre Aufgabe ist es, theoretische und methodologische Brücken zu bilden. Ich zum Beispiel bin mit einer DTU affiliert, in der es um „Data-driven Computational Modelling and Applications“

geht. Dort kommen Kolleg/innen aus unterschiedlichsten Disziplinen zusammen. Das verbindende Element sind datengesteuerte Ansätze. Das finde ich ganz spannend.

„Wer sich zu früh interdisziplinär orientiert, kann sich zwischen allen Stühlen wiederfinden. Deshalb haben etablierte Kolleg/innen es häufig wesentlich leichter, interdisziplinäre Projekte anzustoßen“

Also ist in Luxemburg die Promotionsphase interdisziplinärer geworden?

Auf jeden Fall. Aber in der Promotionsphase ist das noch recht überschaubar, da ist man noch wie in einem schützenden Kokon. Es muss ja zunächst das Handwerk einer Disziplin verfestigt werden, man muss sich finden, sich orientieren und sattelfest werden. Schwierig wird es danach, in der Postdoc-Phase, wo sich die Weichen hin zu einer Professur stellen. Da herrscht Druck im System, da ist Leistung gefordert. Man soll möglichst viele internationale Kontakte knüpfen, sein Netzwerk aufbauen, mobil sein, kooperieren, international, interdisziplinär, wie auch immer. Und man soll natürlich möglichst gut publizieren

und Drittmittel einwerben. Die Professuren sind in ihren Denominationen aber häufig disziplinär ausgerichtet. Da gibt es dann eine für Bildungssoziologie, eine für Mittelalterforschung, eine für Maschinenbau, und so weiter.

Anscheinend gibt es aber mittlerweile auch interdisziplinäre Professuren, auch an der Universität Luxemburg.

Ja, es findet ein Wandel statt, aber das ist ein komplexer Prozess. In den Berufungsverfahren für Professuren sind die Kandidat/innen immer wieder mit Disziplinarität konfrontiert, sei es durch die Gutachter oder weil ein Bewerberprofil auf die Stellenausschreibung für eine interdisziplinäre Professur doch nicht passt. Was dazu führen kann, dass man sich zwischen den Stühlen wiederfindet, wenn man sich zu früh interdisziplinär ausrichtet: Man macht alles, vielleicht auch alles recht gut, verpasst es aber, sich innerhalb seiner originären Disziplin Reputation aufzubauen. Deshalb haben es etablierte Kolleg/innen häufig wesentlich leichter, interdisziplinäre Forschung voranzutreiben. Sie haben den Stress nicht mehr, sich auf eine Professur bewerben zu müssen und können ihr angehäuften wissenschaftlichen Kapital nutzen, um es in einem anderen Feld einzutauschen und erfolgreich interdisziplinäre Projekte anzustoßen. Sie können mutiger sein und so genannte „High-risk, high-gain“-Projekte einfach mal einreichen.

Nimmt die große Wissenschaftsgemeinschaft interdisziplinäre Forschung nicht ernst genug?

Das würde ich nicht sagen, denn es ist eine vielversprechende Art der Wissensgewinnung, kreative Köpfe zusammenzubringen, die Lust auf so etwas haben. Und gerade interdisziplinäre Grundlagenforschung kann zu wichtigen wissenschaftlichen Durchbrüchen führen. Aber an den Disziplinen führt kein Weg vorbei. Das ist wie ein Zuhause für die Wissenschaftler/innen. Deshalb muss Interdisziplinarität zunächst disziplinär gedacht werden.

Wie meinen Sie das?

Es gibt eine ganze Reihe von Unterschieden zwischen den Disziplinen. Epistemische, aber auch Unterschiede in den Fächerkulturen oder darin, wie Forschung organisiert wird. Ein Beispiel: Eines meiner Forschungsthemen ist *Data Sharing*. Die Wissenschaftspolitik betont, dass Daten, die produziert werden, geteilt und zugänglich gemacht werden sollen, denn die Forschung wird mit Steuergeldern finanziert. Forscher/innen wiederum wissen, dass Daten reproduzierbar sein sollen, also haben auch sie ein Interesse am *Data Sharing*. Dazu wurden Anreize und Infrastrukturen geschaffen. Aber: Man kann Daten auch als Kern des Forschungsprozesses auffassen und als Grundbedingung zur Generierung wissenschaftlichen Wissens. Wissenschaftler/innen

haben deshalb ihre eigenen Regeln, formelle oder informelle, wie sie miteinander interagieren. Sie handeln aus, mit wem sie ihre Daten teilen und mit wem nicht. Das ist ein reziproker Akt. Es geht dabei auch um intellektuelle Eigentumsrechte. Beispielsweise möchte ich erst mal meine eigenen Ergebnisse publizieren, ehe ich meine Daten mit Kolleg/innen teile, denn das trägt zu meiner Reputation bei, und wie wichtig die für die Karriere ist, haben wir ja vorhin erwähnt. Wenn ich mit einer Mathematikerin in einem interdisziplinären Projekt zusammenarbeite, dann hat meine Kollegin unter Umständen eine andere Vorstellung darüber, welche Daten wann geteilt werden sollten und wie wir unsere Ergebnisse gemeinsam publizieren wollen. Um interdisziplinär zu forschen, muss man verschiedenste Aspekte berücksichtigen und unter einen Hut bekommen, wenn es um Zusammenarbeit geht.

Welche Rolle spielen die Wissenschaftszeitschriften? Sind die nicht auch eher disziplinär?

Das ist ein wichtiges Thema. Publikationen sind für uns Forscher/innen unser wissenschaftliches Kapital und Zeitschriften in allen Disziplinen das wichtigste Publikationsformat. Sie sind ja schon recht alt, die ersten wurden Ende des 17. Jahrhunderts von den Akademien gegründet. Diese Art Zeitschriften war schon damals Disziplinen übergreifend. Allerdings wurden die meisten Zeitschriften von Fachgesellschaften gegründet, die natürlich disziplinär orientiert sind. Sie öffnen sich aber zunehmend und werden interdisziplinärer; was auch daran liegt, dass mehr Disziplinen übergreifend geforscht wird. Top-Journals wie *Science*, *Nature* oder *PloS ONE* sind multidisziplinär, doch da will jeder rein, da ist der Wettbewerb riesig. Interdisziplinäres Publizieren ist eine große Herausforderung, weil jede Disziplin ihre eigenen Publikationslogiken hat. Die Wissenschaftler/innen müssen dann miteinander aushandeln, wo sie etwas einreichen, und vielleicht Kompromisse schließen, da eine hochrangige Zeitschrift in einer Disziplin nicht zwangsläufig die gleiche Bedeutung in einer anderen Disziplin hat. Deshalb haben sich immer mehr Zeitschriften herausgebildet, die bestimmte wissenschaftliche Gemeinschaften zusammenbringen, die Interesse an einem gemeinsamen Thema haben.

Muss interdisziplinäre Forschung organisiert werden? Nach allem, was wir besprochen haben, scheint es nicht zu genügen, der wissenschaftlichen Neugier freien Lauf zu lassen.

Ganz von allein geht es nicht. Allerdings haben Sie absolut recht, dass man Wissenschaftler/innen den Raum und die Freiheit geben muss, ihren Forschungsinteressen unter bestmöglichen Bedingungen nachzugehen. Wer lieber innerhalb in seiner Disziplin bleibt, soll das tun, das ist absolut in Ordnung, und ich kann mir auch ehrlich gesagt kein Hochschul- oder Wissenschaftssystem vorstellen, in der die einzelnen Disziplinen nicht mehr sichtbar sind. Eine Frage ist, wie und wo sich Forscher/innen unterschiedlicher Disziplinen begegnen können, damit es zu einem Kontakt kommt und die eine zum anderen sagt: Hey, das ist eine großartige Idee, lass uns das zusammen machen! Universitäten sind besonders geeignet, solch einen Begegnungsraum zu schaffen und *bottom-up*-Prozesse zu ermöglichen. Das geschieht, gar nicht so selten. Auf der anderen Seite regen Universitätsleitungen auch strategische Kooperationen an, *top-down* also, aber beständige Zusammenarbeit wird in Teams und Arbeitsgruppen gelebt und langfristig entwickelt. Salopp gesagt: Wenn A keinen Bock hat mit B zusammenzuarbeiten, geschieht das auch nicht.

Ist Interdisziplinarität auch ein Faktor im Wettbewerb zwischen Universitäten?

Ja, wer interdisziplinäre und international sichtbare Forschung aktiv fördert, sichert sich einen Standortvorteil. Umgekehrt ziehen solche Standorte kluge Köpfe an. Besonders die Universitäten dienen als Bindeglied innerhalb vielfältiger Kooperationsnetzwerke, da sie viele Disziplinen unter einem Dach vereinen. Aber sie müssen die strukturellen Rahmenbedingungen verbessern und disziplinäre Unterschiede berücksichtigen, um diese Art Forschung zu ermöglichen. Uns sollten Programme und Praktiken entwickeln, um mit ihren Wissenschaftler/innen zu interagieren, und eine Kultur schaffen, die es den Forscher/innen ermöglicht, ihrer Neugier freien Lauf zu lassen. Nötig ist auch, finanzielle Lücken in der bisherigen Unterstützungsstruktur der Forschungsförderung zu schließen, um Ideenaustausch zu fördern und neue Kooperationen anzustoßen: Wer sich dazu entschließt, das Wagnis Interdisziplinarität einzugehen und eine innovative Idee hat, sollte auch neben den traditionellen Förderinstrumenten der Mittelgeber die Möglichkeit bekommen, ein Projekt anzuschreiben. Schließlich ist auch der Erfolg beim Einwerben von Drittmitteln stellenrelevant und dient der Weiterqualifizierung jüngerer Wissenschaftler/innen. ●

Désaccord syndical face au réchauffement

Pierre Sorlut

La protection de l’environnement sème le trouble dans des syndicats souvent liés à la production d’énergie fossile

Lazy Que font les syndicats pour la lutte contre le changement climatique ? Pas grand-chose répondent Nadja Doerflinger (Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin) et Adrien Thomas (Luxembourg Institute of Socio-Economic Research) dans un article *Trade Union Strategies on Climate Change Mitigation* fraîchement paru dans la dernière édition de *European Journal of Industrial Relations*, une revue académique trimestrielle spécialisée dans l’industrie européenne. Les deux chercheurs prennent pour point de départ le retrait de l’accord de Paris (fixant des objectifs ambitieux de réduction des gaz à effet de serre) par Donald Trump au prétexte qu’ils nuiraient à l’économie américaine, notamment à son industrie et à l’emploi. De l’autre côté de l’Atlantique, l’Union européenne souligne elle que la transition écologique ouvre de nombreux débouchés, notamment dans la modernisation de l’industrie, mais cette perspective n’est pas partagée par tous les syndicats. La responsabilité de l’homme dans le changement climatique est même réfutée par certains.

Les stratégies des syndicats tiennent principalement à des intérêts sectoriels, influencés par des identités et des conceptions démocratiques propres

Or, le temps presse. Le Giec (groupe intergouvernemental sur l’évolution du climat rattaché aux Nations unies) fait valoir qu’une transition rapide vers une économie décarbonée s’impose pour limiter le réchauffement à 1,5 degré. Les émissions de dioxyde de carbone doivent diminuer de 45 pour cent en 2030 par rapport à leur niveau de 2010 et atteindre un « zéro net » d’ici 2050. Dans l’industrie, les émissions devront avoir baissé de 65 à 90 pour cent d’ici 2050 et l’électricité devra être produite à hauteur de 70 à 85 pour cent par des sources d’énergie renouvelable. En 2014, l’UE s’est engagée à une réduction des gaz à effet de serre de l’ordre de quarante pour cent comparé à 1990. Les infrastructures industrielles et les centrales énergé-

tiques concernés par le système d’échange des droits d’émissions devront réduire celles-ci de 43 pour cent d’ici 2030 par rapport à 2005.

L’étude de Doerflinger et Thomas, basée sur une méthodologie qualitative (faite d’entretiens et de consultation de documents), relève que la plupart des syndicats reconnaissent la nécessité de ralentir le réchauffement. Mais des tensions émergent dans les syndicats des industries liées à la production d’énergie fossile. Des secteurs vont croître. D’autres vont décliner. Les syndicats représentant les travailleurs de l’industrie manufacturière en particulier soulignent les désagréments potentiels pour les travailleurs à mettre en place des objectifs de réduction des émissions. « Si les réglementations pour réduire les dioxydes de carbone se font de plus en plus strictes, le dilemme emploi contre protection de l’environnement risque de s’approfondir », écrivent les auteurs. Le chercheur luxembourgeois et son homologue allemande identifient trois types de stratégies adoptées par les syndicats : l’opposition, la couverture (*hedging*) et le soutien.

Opposition Des syndicats adoptent une stratégie consistant à s’opposer ouvertement aux politiques de lutte contre le réchauffement clima-

tique dans l’industrie qu’ils représentent. Cette opposition s’inscrit dans un contexte de désindustrialisation. Adrien Thomas et Nadja Doerflinger soulignent par exemple que 160 000 emplois devraient disparaître dans l’industrie européenne du charbon d’ici 2030 alors que le secteur emploie 500 000 personnes directement ou indirectement. D’éventuelles réglementations plus contraignantes en Europe font croire à ces syndicats à des relocalisations dans des juridictions moins regardantes... et peut-être aussi moins chères, un « phénomène connu sous le nom de *carbon leakage* », constatent Doerflinger et Thomas. Les chercheurs signalent un cas, à leur connaissance, de telle opposition, celle des mineurs de charbon polonais. En Pologne, 85 pour cent de l’électricité est produite au charbon, le secteur est syndicalisé à 90 pour cent. L’opposition polonaise se matérialise notamment par une négation de la responsabilité humaine dans le changement climatique. Cette responsabilité serait « une vue extrême » selon un représentant syndical cité par Doerflinger et Thomas

Mitigating the mitigation La couverture (*hedging* en anglais) caractérise la stratégie adoptée par les syndicats qui reconnaissent le besoin de ralentissement du réchauffement mais qui

cherchent à minimiser la régulation, privilégiant une approche incrémentale (par petits pas) et alimentent la « dichotomie » entre les politiques d’emploi et la protection environnementale. Doerflinger et Thomas citent l’exemple des syndicats affiliés au lobby européen IndustriAll Europe. Celui-ci s’est opposé en 2018 à la réforme du European Trading Scheme qui impose une feuille de route pour le ralentissement des émissions. La sidérurgie représente cinq pour cent des émissions de CO₂ dans le monde selon les données reprises par les chercheurs. La fédération européenne, à laquelle IG Metall appartient, demande davantage de temps pour réduire les émissions. Faute de quoi, « ce sera la fin de l’acier européen », argument massue utilisé par les syndicats (et le patronat) pour pointer du doigt l’atteinte à la compétitivité engendrée par ce genre de régulation, face au dumping asiatique. Sur l’ETS, IndustriAll et Eurofer (lobby des employeurs) se sont associés. Cette approche du *hedging* (terme emprunté à la finance dans une logique de compensation d’un désagrément) semble celle la plus communément adoptée par les syndicats.

Enfin, les syndicats peuvent adopter une stratégie de soutien aux politiques environnementales. Ils soutiennent le cas échéant les poli-

tiques d’atténuation (*mitigation policies*) avec une approche constructive vers la décarbonisation. Doerflinger et Thomas citent ici l’initiative « Just Energy Transition Statement », signée en 2017 par les partenaires sociaux européens, qui promeut le soutien de l’industrie en échange d’un effort public pour assurer la transition, par du financement et de la formation. L’intérêt d’une telle initiative était, selon l’un de ses porteurs, d’annoncer les termes du changement pour ne pas suivre un agenda dicté de A à Z.

Otages « L’article contribue au débat plus large sur la représentation des intérêts et les négociations collectives par les syndicats, en particulier la polémique relative à la tendance des groupes organisés à défendre des intérêts particuliers aux dépens des gains collectifs », relèvent ses auteurs. Ils montrent en effet comment une minorité (des syndicats puissants, parfois associés au patronat dans une industrie très polluante) paralyse ce débat pour le bien public, en l’absence de représentants de la société dans sa généralité. La stratégie de la couverture (*hedging*) répond souvent seulement au dilemme *decarbonization vs jobs*. « Il est probable que les préoccupations pour l’emploi vont primer sur celles concernant l’environnement », glissent les auteurs. Doerflinger et Thomas se penchent sur les stratégies de négociation collective. Les chercheurs soulignent que lors du déclin industriel américain des années 1980, les syndicats ont privilégié le maintien de l’emploi et la compétitivité de l’entreprise aux conditions de travail, des baisses de salaires et de la flexibilité contre une garantie de protection de l’emploi.

Les stratégies des syndicats tiennent principalement à des intérêts sectoriels, influencés par des identités et des conceptions démocratiques propres. L’intérêt à défendre la cause environnementale peine à remonter la structure du syndicat, lequel se contente d’envoyer à la société le signal qu’il s’en préoccupe. « Mais les stratégies pour le climat dépassant la seule rhétorique, intégrées au dialogue social et aux négociations collectives sont rares », relèvent Doerflinger et Thomas. Contacté, Adrien Thomas relève ce même type de phénomène au Grand-Duché. L’OGBL, par exemple, comprend l’intérêt de s’associer à des mouvements de lutte contre le réchauffement climatique. Le syndicat ouvrier a participé à l’organisation des manifestations Youth for Climate en 2019. « Mais, souvent, quand il s’agit de propositions concrètes, on privilégie les emplois d’aujourd’hui au climat de demain », résume le chercheur. Il prend pour exemple le débat sur la taxation du carburant : « Les syndicats se retranchent très vite derrière la question du pouvoir d’achat » pour freiner l’initiative. « Ce serait prendre un grand risque pour les syndicats que de s’aligner sur les forces les plus rétrogrades », prévient Adrien Thomas. ●



Les vestiaires de l'OGBL sur le site d'ArcelorMittal à Differdange

MATÉRIAUX FERROÏQUES

Moins d'énergie pour plus de froid

France Clarinval

Une publication dans le prestigieux magazine *Science* est le Graal pour la plupart des chercheurs. En page 125 de l'édition parue le 2 octobre 2020, l'article *Giant temperature span in electrocaloric regenerator* est signé de huit noms, dont six travaillent au Luxembourg Institute of Science and Technology (List). Un succès extrêmement rare qui ne doit rien au hasard comme nous le raconte Emmanuel Defay, un des signataires de l'article, qui dirige le groupe de recherches *Ferroic materials for transducers*.

Avant d'arriver au List en 2014, Emmanuel Defay a passé quinze ans au Commissariat à l'énergie atomique (CEA) à Grenoble où il travaillait sur les matériaux piézoélectriques, puis à l'Université de Cambridge où il a effectué des recherches sur l'effet électrocalorique pour le refroidissement à l'état solide. « Le groupe de recherche au sein du List est une suite logique de mes travaux précédents. Le Luxembourg m'offrait l'opportunité de travailler à plus long terme dans ce domaine », détaille-t-il. D'une manière générale, le groupe de recherche s'intéresse au développement de matériaux présentant un couplage énergétique. C'est le cas des isolants piézoélectriques qui se polarisent électriquement sous l'action d'une contrainte mécanique et réciproquement, se déformer lorsqu'on leur applique un champ électrique. Ce sont d'ailleurs les applications de ces matériaux dans le domaine des microphones, et donc de la musique, qui ont été le point de départ des recherches de celui qui est aussi bassiste.

Une partie des recherches menées par Emmanuel Defay et ses collègues – celle qui leur a valu cette publication dans *Science* – est consacrée à l'effet électrocalorique qui se produit dans les céramiques et les polymères et qui permet de déclencher une variation de température. « Cet effet est



Emmanuel Defay
au laboratoire de
matériaux du List

connu depuis les années 1930, mais les variations de températures étaient trop faibles pour être considérées », précise le chercheur. Les travaux menés au List ont permis d'atteindre dans un prototype d'échangeur thermique, des différences de température de l'ordre de treize degrés, un nouveau record en la matière qui dépasse des chercheurs américains qui ne sont arrivés qu'à neuf degrés. « Toute la partie pro-

tototype a été effectuée au Luxembourg, avec un matériau fabriqué par l'entreprise japonaise Murata Manufacturing », se réjouit Emmanuel Defay. « Nous avons développé un régénérateur électrocalorique actif à modules multicouches au tantalate de plomb et de scandium. La conception structurale et l'isolation ont été améliorées grâce à de la modélisation numérique par éléments finis. »

Les applications concrètes dans l'industrie - réfrigérateurs, climatiseurs - sont prometteuses, comme témoignent les contacts noués et renforcés depuis la publication scientifique. « L'énergie utilisée à des fins de réfrigération représente vingt pour cent de la consommation mondiale d'énergie et on connaît les problèmes de gaz à effet de serre utilisés dans les systèmes à compression. Les matériaux électrocaloriques sont des candidats prometteurs pour les applications de refroidissement moins gourmandes en énergie, moins polluantes et moins bruyantes. » En somme, la recherche luxembourgeoise vient peut-être de développer un composant essentiel des frigos du futur.

« La recherche de pointe a besoin de deux choses : du temps et de l'argent. Luxembourg offre les deux et, à condition de mettre en place une stratégie claire et de définir un sujet original et prometteur, rien n'empêche d'aller plus loin et de se placer dans le concert mondial », souligne Emmanuel Defay qui rappelle que ces travaux ont été financés par plusieurs projets qui ont bénéficié du soutien du Fonds National de la Recherche du Luxembourg dans le cadre de programmes de financement Pearl, Pride et Core.

Si ces travaux suscitent l'intérêt de la communauté scientifique et de l'industrie, de nombreuses phases de recherche et d'évolution sont encore à développer pour rivaliser avec les systèmes de refroidissement actuels. Améliorer les propriétés du matériau développé, trouver un substitut au plomb qui entre aujourd'hui dans sa composition, progresser dans l'apport d'énergie et l'isolation et s'intéresser au conditionnement pour arriver à des applications industrielles... telles sont les pistes de recherche et de développement qui attendent encore Emmanuel Defay et ses chercheurs. ●

Kampf um Fördermittel

Ines Kurschat

Das Bildungsministerium finanziert ein Sprachlernprogramm für die Vorschulen, dessen Wirkung ausgerechnet für nicht-luxemburgischsprachige Kinder nicht erwiesen ist

Ist ein Hund ein Dalmatiner, hat er Punkte. Aber nicht alle Hunde, die Punkte haben, sind Dalmatiner. Das Beispiel falscher Schlussfolgerungen bildete 2004 den Titel eines Aufsatzes in der Fachzeitschrift *Education Week* über pädagogische Programme. Der Autor zeigte darin auf, dass nicht jedes Lehrprogramm, weil es Elemente evidenzbasierter Methoden beinhaltet, deswegen automatisch nachweislich Resultate bringt. Der Autor macht darin aufmerksam auf eine Unsitte, die nicht nur im Bildungswesen um sich greift: Unterrichtsmaterialien werden als wertvoll angepriesen, weil sie angeblich auf anerkannten Methoden beruhen, ohne dass sie je selbst geprüft worden oder ihre Wirksamkeit wirklich nachgewiesen seien.

Der Service de coordination de la recherche et de l'innovation pédagogiques et technologiques (Script)

Haben Neider gezielt ein (prämiertes) Forschungsprojekt verunglimpft?

in Walferdingen hat ein Programm veröffentlicht, über dessen pädagogischen Wert und Wirksamkeit sich diskutieren lässt: Es heißt *Sila*, wurde von der Diplom-Psychologin Sylvie Bodé entwickelt und soll das phonologische Bewusstsein von Kindern im ersten Zyklus stärken. Es beinhaltet Lautspiele, Reime

und Sprechübungen. Es baut auf das phonologische Bewusstsein als eine Vorläuferkompetenz der Lesefähigkeit auf: Können Schüler Laute und Silben in einer Sprache erkennen, fällt es ihnen tendenziell leichter, diese zu lernen und zu lesen. Dem Script zufolge ist *Sila* eine Weiterentwicklung eines Programms, das schon 1998 an *Spillschoulen* eingesetzt wurde, und das Script empfiehlt es mit dem Hinweis, es beruhe auf „internationalen Trainingsprogrammen, eigenen Forschungsergebnissen und einen breiten Austausch mit Lehrer/innen des Cycle 1“.

Elemente des Sprachlernprogramms, das wiederum auf einem Ansatz aus Deutschland respektive Dänemark basiert, waren in Deutschland getestet und evaluiert worden, allerdings waren die Ergebnisse durchwachsen: „Our findings indicate strong inter-

vention effects on children's phonological awareness and letter knowledge. However, this advantage did not result in better reading skills in general.“ Für die Luxemburger Variante kamen Sylvie Bodé und Alain Content kam zum Ergebnis, dass nach sechs Monaten Lesen und Schreiben im ersten Zyklus nach dem Förderprogramm „no training effects were found in a pseudoword spelling task for the entire training group“. Dann analysierten die Forscher eine Untergruppe, die sie „Schüler mit Risiko“ nannten, aus der alle Kinder, die zuhause kein Luxemburgisch sprechen, entfernt wurden; mehr als ein Drittel. Mit dem Fazit: „Only at-risk children, which had the lowest performance on preschool phonological awareness measures, showed significant training effects“. Im Klartext: Die gemessenen Lerneffekte gelangen unter Ausschluss von Kindern, die Sprachförderung besonders nötig gehabt hätten.

Lerninterventionen, die sich bedingt wirkungsvoll erweisen, gibt es auf dem Bildungsmarkt viele. Aber das Script baut sein *Sila* auf diese Methode auf und investiert darin reichlich (Steuer-)Gelder. Obwohl die ihm zugeschriebene positive Wirkung nicht für alle erwiesen ist. Dabei gibt es hierzulande einen Ansatz zur phonologischen Sprachbildung, dessen Wirkung wissenschaftlich belegt ist; das Script kennt ihn, das Programm wurde ihm als Projekt vorgestellt; die Luxemburger Professorin für mehrsprachige kognitive Entwicklung, Pascale Engel de Abreu, die zu Kognition und mehrsprachigem Lernen forscht, hatte es dem Script angeboten.

Es handelt sich um *Lauter lëschteg Lauter (Lala)*, ein Sprachlernprogramm, bei dem Fünf- und Sechsjährige unterschiedlicher (sprachlicher) Herkunft auf spielerische Art und Weise Laute und Buchstaben (kennen-)lernen. In vorgegebenen Sprachspielen werden Sinne, wie Reden, Hören, Sehen und Singen, angeregt und die Kinder so an Luxemburgisch und Deutsch herangeführt. An dem Programm, das drei Jahre lang an acht Vorschulen getestet wurde, haben rund 200 Kinder teilgenommen, die eine Hälfte lernte mit dem Standard-Curriculum (Kontrollgruppe) und die andere mit dem *Lala*-Programm. Vor und nach der neunmonatigen Teilnahme an den zwei Programmen wurde die Lesefähigkeit getestet und evaluiert: Jene Kinder, die gezielt mit *Lala* gefördert wurden, schnitten in Lesetests deutlich besser ab als die Kinder der Kontrollgruppe. Kinder der *Lala*-Gruppe waren zudem viel besser darauf vorbereitet, Deutsch lesen zu lernen. Außerdem erzielten Kinder, welche zu Hause kein Luxemburgisch reden, große Fortschritte, obwohl das *Lala*-Programm in luxemburgischer Sprache appliziert wurde (siehe *Frontiers in Psychology*, 29.9.2020).

Weil das Konzept unter Lehrkräften regen Anklang fand, startete Pascale Engel de Abreu auf Anraten der Uni Luxemburg und des Fonds national de la recherche (FNR), der das Forschungsprojekt mitfi-

nanziert hatte, eine Firma, um die Methode für den Luxemburger Bildungsmarkt zu entwickeln und zu verkaufen. Eigentlich eine optimale Startposition, um das 2018 mit dem FNR-Innovationspreis gekrönte Konzept landesweit einzuführen und endlich eines der Hauptprobleme im mehrsprachigen Schulsystem anzugehen: den Übergang vom Luxemburgischen zur Alphabetisierung in Deutsch, bei dem insbesondere nicht-luxemburgischsprachige Kinder oft das Nachsehen haben. Neben dem Script hatte auch das Erziehungsministerium ausdrückliches Interesse bekundet.

Die Geschichte ist da aber nicht zu Ende. Denn während Vorgespräche liefen, kamen anonyme Vorwürfe gegen Engel de Abreu auf, ihre Datensätze seien gefälscht oder manipuliert worden. Die Luxemburger Agentur für Rechercheintegrität (Lari) nahm daraufhin Ermittlungen auf. Waren es Neid oder Nebenbuhler? – Jedenfalls kam Entwarnung am 29. April 2020 per Pressemitteilung: Es seien keine Belege für wissenschaftliches Fehlverhalten in Form von Daten-Fabrikation, Fälschungen oder Plagiat gefunden worden. Alle Zweifel über die Richtigkeit, Integrität und Verlässlichkeit der Daten und Ergebnisse seien damit ausgeräumt, teilte Lari mit.

Die Wissenschaftlerin sah sich jedoch nicht nur ungerechtfertigten Vorwürfen und Gerüchten gegenüber; das Script machte plötzlich einen Rückzieher und entschied sich gegen eine Zusammenarbeit. Stattdessen bringt es nun, einige Monate später, sein eigenes Programm *Sila* heraus. Dem *Tageblatt*, das Anfang Oktober über den Fall berichtete, sagte Script-Direktor Luc Weis, man sei sich nicht einig geworden. Das Gesamtpaket habe „nicht gestimmt“.

Mittlerweile ist die Politik auf den Fall aufmerksam geworden. In seiner Antwort auf die parlamentarische Anfrage von Martine Hansen, schulpolitische Sprecherin der CSV, beharrt Bildungsminister Claude Meisch (DP) auf der Effizienz des Programms und beruft sich auf Studien, die sich allerdings auf das bereits erwähnte deutsche Programm beziehen „mit äquivalenter Programmstruktur zum *Sila*-Programm“, so als seien jene Ergebnisse einfach übertragbar. Auch Bedenken, die Bildungsschere könnte auseinandergehen, weil das Programm bei nicht-luxemburgischsprachigen Kindern nicht im gleichen Maße anschlägt, wischt Meisch zur Seite. Als Beleg zitiert er ausgerechnet jenen Satz der Evaluationsstudie von 2011, der positive Effekte speziell für die Risiko-Schüler festhält – also der Gruppe, aus der die daheim kein Luxemburgisch sprechenden Kinder zuvor entfernt worden waren. Daraus lässt sich folgern: Entweder der Schulminister hat die im *European Journal of Educational Psychology* veröffentlichte Studie nicht wirklich gelesen – oder es ist ihm recht, wenn der Staat Sprachlehrprogramme finanziert, die eher bei luxemburgischsprachigen Kindern wirken. Hauptsache, der Hund hat Punkte. ●



Das Lala-
Programm
fand auch bei
Lehrkräften
Anklang

Was lebt da unten?

Peter Feist

Höhlen und Grundwasserkörper als Lebensraum untersucht in Luxemburg das Naturmusée

Wenn Alexander Weigand sich nicht an seinem Schreibtisch oder im Genetiklabor im Forschungszentrum des Naturhistorischen Museums aufhält, dringt der Zoologe gerne in Höhlen vor. Oder er untersucht „Grundwasserkörper“. Das sind in Luxemburg meist Kammern, Klüfte und Poren im Sandstein, Buntsandstein oder Muschelkalk, manchmal aber überschneiden Grundwasserkörper sich auch mit Höhlen: „Es gibt ein paar wasserführende Höhlen in Luxemburg“, sagt Weigand. Er erforscht, was für Tiere in Höhlen und Grundwasserkörpern leben. Besonders interessiert ihn eine kleine Krebsgattung: *Niphargus* lebt nur in Höhlen und Grundwasserkörpern, hat keine Augen und ist ganz weiß, weil es in seinem Lebensraum kein Licht gibt. Er kann zwei Zentimeter groß werden und ernährt sich von kleineren Tieren. Um seine Beute packen zu können, besitzt er spezielle Greifarme.

Etwa 40 Naturhöhlen sind in Luxemburg bisher bekannt. Öffentlich zugänglich ist keine. Die längste ist mit 4,5 Kilometern die *Méischtrefer Hiel*. Die *Grotte de Sainte-Barbe* hält Weigand für besonders spektakulär: Ein Höhlenforscher muss sich dort insgesamt fünfzig Meter tief abseilen; das geschieht über mehrere kürzere Schächte. Neben den, wenn man so will, echten Höhlen, interessieren den Zoologen aber auch menschengemachte unterirdische Hohlräume, ehemalige Bergwerkstollen zum Beispiel. Als 2013 der erste Atlas der Luxemburger Höhlentiere¹ herauskam, hatte dafür eine Gruppe um Dieter Weber, einen wissenschaftlichen Mitarbeiter des *Naturmusée*, zwischen 2007 und 2011 auch die unterirdischen Kasematten in Luxemburg-Stadt inspiziert sowie ausgediente Eisenbahntunnel. Zusammengekommen 82 Naturhöhlen oder unterirdische Hohlräume, sofern sie mindestens 50 Meter lang waren. Gefunden wurden dabei insgesamt 512 Tierarten, 201 davon zum ersten Mal in Luxemburg und 180 mit klarem Höhlenbezug.

Damit habe hierzulande die systematische Höhlenfauna-Forschung begonnen, sagt Weigand. Wobei: Auch in Deutschland und Frankreich sei das eine noch recht junge Disziplin. Vorreiter seien Länder in Ost- und Südosteuropa, wo es viele und große Höhlen gibt. Mittlerweile aber hält die Europäische Kommission die EU-Staaten dazu an, ihre Höhlen



Die Höhlenfauna-Forschung ist noch ziemlich jung. Bis 2026 soll dazu eine Wissensgrundlage entstehen

als Lebensraum zu erforschen. So kam Weigand zu seinem jüngsten Projekt: Im Auftrag des Umweltministeriums bis 2026 eine Wissensgrundlage über die hiesige Höhlenfauna aufzubauen. Der staatliche Umweltfonds finanziert die Unternehmung. Beteiligt ist neben dem *Naturmusée* auch der Groupe spéléologique luxembourgeois.

Das für die Wissenschaft besonders Interessante daran: Höhlenfauna ist sehr vielfältig, schon weil jede

Höhle ein Lebensraum für sich ist. Mit den Grundwasserkörpern verhält es sich ähnlich: Sie sind zum Teil seit hunderttausenden von Jahren in sich abgeschlossen. Ökologisch, wenn es um Lebensräume geht, gebe es drei Gruppen von Höhlentieren, sagt Weigand. „Eutroglobionten“ wie *Niphargus* können ausschließlich in Höhlen und Grundwasserkörpern leben. „Eutroglophile“ sind an Höhlen angepasst, wie der von Dieter Weber 2011 in Luxemburg entdeckte Hundertfüßer, aber vermögen auch in ähnlichen Lebensräumen außerhalb von Höhlen zu existieren. „Subtroglophile“ schließlich suchen Höhlen zeitweilig auf, wie die Gemeine Stechmücke etwa, die in Höhlen überwintert.

Alexander Weigand mit seinem besonderen Interesse an *Niphargus* hat gemeinsam mit Dieter Weber versucht, in Luxemburg so viele Vertreter dieser Gattung wie nur möglich aufzuspüren. „Einer davon ist von Großbritannien über West- und Mitteleuropa bis nach Polen anzutreffen. In Luxemburg fanden wir ihn auch“, sagt Weigand. „Doch bei genauerem Hinschauen stellte sich heraus, dass diese Art genetisch viele Einzelarten umfasst.“ Einige da-

von sollen in den kommenden Jahren wissenschaftlich beschrieben werden.

Genetische Expertise ist Alexander Weigands Spezialität. Damit versucht er auch Synergien zu anderen Bereichen herzustellen. Gemeinsam mit dem Institut für Gewässerökologie in Landau entwickelt er zurzeit einen Ansatz, um aus genetischen Analysen am Grundwasser darauf schließen zu können, welchen Tierarten ein Grundwasserkörper als Lebensraum dient. Jeweils mehrere Liter filtriertes Wasser wird dazu mit PCR-Analysen getestet. Die so genannte Umwelt-DNA, die sich dabei nachweisen lässt, enthält verschiedene genetische „Barcodes“. Die werden anschließend mit taxonomischen Datenbanken verglichen, um die in der Grundwasserprobe vorhandenen Arten zu identifizieren.

„Mit solchen genetisch ermittelten Artenlisten“, sagt Weigand, „könnten sich längerfristige Aussagen über die Güte von Grundwasser machen lassen. Denn kommt eine Art in einem Lebensraum vor, unterlag der vorher schon bestimmten ökologischen Bedingungen.“ So eine Betrachtungsweise

könne die EU-Grundwasservorschriften ergänzen, die bislang nur Bestimmungen darüber enthalten, welche Grundwassermenge anzustreben ist und wie es chemisch beschaffen sein soll. Die Betrachtung der Arten dagegen könne zum Beispiel Aussagen über die Belastung von Grundwasserkörpern mit Pestiziden vertiefen: „Dringen sie in Grundwasserkörper ein, können die dort lebenden Arten unter Druck geraten.“

Für das Naturhistorische Museum, sagt Weigand, sei die Beschäftigung mit solchen Fragen strategisch wichtig: „Im Begriff Biodiversität geht es neben der Vielfalt der Arten und der Vielfalt der Lebensräume auch um die Vielfalt innerhalb der Arten. Wir möchten verstehen, wie Arten genetisch aufgestellt sind, um sich zum Beispiel im Zuge des Klimawandels anzupassen.“ ●

¹ Dieter Weber (Hrsg.): „Höhlenfauna Luxemburgs“. *Ferrantia* 69. Musée national d'histoire naturelle, Luxemburg 2013

SCIENCES ÉCONOMIQUES

Les prix et les enchères

Skerdilajda Zanaj

Paul Milgrom, prix Nobel d'économie 2020, un prestigieux invité de l'Université du Luxembourg

Le prix Nobel d'économie 2020 a été décerné à Paul Milgrom et Robert Wilson, experts de la théorie des enchères et du design de marché. Ce Nobel est remarquable à plus d'un égard : non seulement il récompense des contributions théoriques et pratiques d'exception, mais en plus les lauréats ne sont autres qu'un professeur et son doctorant, Robert Wilson (Stanford) ayant été le directeur de thèse de Paul Milgrom (Stanford). Difficile d'imaginer supervision plus aboutie ! Selon le comité Nobel, « les nouveaux formats d'enchères illustrent parfaitement comment la recherche fondamentale peut engendrer à terme des inventions qui bénéficient à la société. La particularité de cet exemple, c'est que la théorie et les applications pratiques ont été développées par les mêmes personnes ».

Le design de marché et les enchères combinent aujourd'hui la recherche économique, informatique et opérationnelle, tant au niveau appliqué que théorique. La théorie et les applications du

Son séminaire examinait les marchés sur lesquels l'équilibre entre offre et demande est très difficile à établir en raison de l'hétérogénéité des produits

design de marché ont pris de l'ampleur ces dernières décennies, jusqu'à inclure l'optimisation face à des contraintes d'allocation complexes, les grandes bases de données et le *machine learning*, ainsi que les problèmes de tarification dynamique.

Paul Milgrom est l'expert de référence en matière de conception d'enchères et d'allocation de ressources limitées. Il a apporté plusieurs contributions fondamentales à un large éventail de domaines économiques, tels que le design de marché, l'économie industrielle, la finance, la théorie des jeux, les contrats et les incitations. Dans ses contributions théoriques sur les enchères, Paul Milgrom a par exemple démontré qu'une enchère générerait des prix plus élevés quand les acquéreurs disposaient d'informations sur les intentions des autres enchérisseurs.

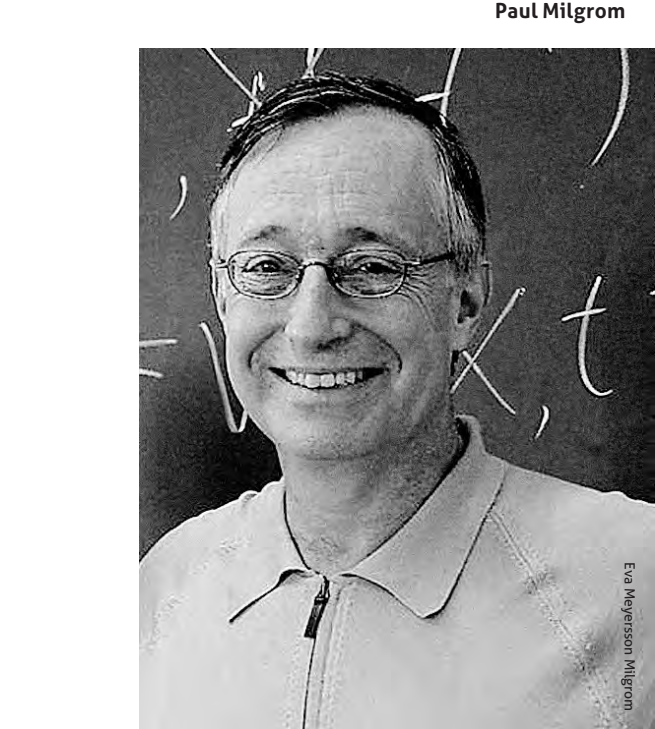
Paul Milgrom s'est particulièrement illustré ces trente dernières années dans la conception d'enchères pour les télécommunications, et plus spécifiquement les fréquences radio. Son travail a entièrement façonné le secteur de la télécommunication. En 1993, quand la commission fédérale des communications des États-Unis a décidé de recourir à un système d'enchères pour l'allocation de fréquences radio, l'intervention brillante de Paul Milgrom et Bob Wilson a permis d'allouer des licences d'une valeur de 613 millions de dollars.

Nous avons reçu Paul Milgrom au département Sciences économiques et gestion de l'Université du Luxembourg en mars 2016, où il a donné un séminaire sur les prix et les enchères dans les marchés confrontés à des contraintes complexes.

Il a passé quelques jours avec nous et a échangé avec plusieurs professeurs et jeunes chercheurs. Son séminaire examinait les

marchés sur lesquels l'équilibre entre offre et demande est très difficile à établir en raison de l'hétérogénéité des produits. En économie, on présuppose souvent des marchés sur lesquels les prix sont aptes à eux seuls à orienter une allocation effi-

cace, sans qu'il faille une organisation centrale. Cette approche repose sur la fameuse idée de la main invisible formulée par Adam Smith. Seuls les marchés compétitifs peuvent allouer les ressources efficacement. Compte tenu toutefois des défaillances du marché (asymétries de l'information, externalités, biens publics...), une solution proposée par la théorie économique est celle de la régulation. Or, sur de nombreux marchés, ni la main invisible ni la régulation ne suffisent pour allouer les ressources adéquatement. Ces marchés se caractérisent par des contraintes complexes, souvent d'ordre technologique, comme dans le trafic aérien, les spectres radioélectriques, la télévision, etc. Sur ces marchés complexes, Paul Milgrom propose des enchères qui peuvent intégrer les prix efficacement tout en maintenant un degré suffisant de contrôle direct pour veiller au respect des contraintes complexes. Dans l'exposé qu'il a donné au Luxembourg, Paul Milgrom nous a montré comment concevoir une approche répondant à la fois à la nécessité de respecter les contraintes d'ingénierie et de sécurité et à celle de laisser les prix orienter les décisions relatives à l'entrée et aux investissements. Il nous a expliqué comment composer avec ces complexités en tant qu'acteur du design de marché, tant sur le plan théorique que pratique. ●



Skerdilajda Zanaj est professeure au sein du département Sciences économiques et gestion de l'Université du Luxembourg. Elle consacre sa recherche à l'économie publique, internationale et culturelle en utilisant des méthodes empiriques et théoriques. Elle est par ailleurs chargée d'organiser des séminaires au sein du département Sciences économiques.

„Es gab ein Networking über die Grenzen“

Interview: Anina Valle Thiele

Jeff Schmitz erforscht am Centre national de littérature die literarischen Beziehungen zwischen Luxemburg und den Niederlanden

D’Land: „Literarische Beziehungen zwischen Luxemburg und den Niederlanden.“ Das liegt ja nicht unbedingt auf der Hand. Wie kamen Sie auf dieses Forschungsthema?

Jeff Schmitz: Wie so oft im Luxemburger Literaturarchiv: Man stößt auf eine Archivalie! Bei der Auseinandersetzung damit ergaben sich plötzlich weitere Aspekte, und dann hat der damalige CNL-Direktor, Claude D. Conter, gesagt: „Weißt du was, das ist genug Stoff für eine Monografie!“ Aspekte des Themas sind bekannt, aber eine zusammenfassende Darstellung gibt es noch nicht. Insofern ist es ein Forschungsdesiderat. Die Luxemburger Literatur und Literaturwissenschaft steht ja immer auch im Spannungsfeld der drei großen Nachbarn. Der Blick richtet sich hier nun etwas weiter als nur über die übliche Grenze.

Was war das denn für eine Archivalie?

Im Literaturarchiv und in der Nationalbibliothek existiert die Kopie einer nieder-

ländischen Übersetzung des *Renert*, und da wird man als Literaturwissenschaftler schon hellhörig. Die Niederländer haben ja ihren eigenen mittelalterlichen *Van den vos Reynaerde*, der in benachbarten Sprachgebieten nachwirkte. Dass ein Niederländer den Luxemburger *Renert* ins Niederländische übersetzt hat, sogar mit Metrum und Reimschema – das hat uns neugierig gemacht.

Von wann ist diese Übersetzung?

Von Anfang der 1950er Jahre.

Wo gibt es denn Anknüpfungspunkte zwischen den Luxemburger Literaten und den niederländischen, wo findet man einen Bezug zu Luxemburg – abgesehen von der Dynastie Oranien-Nassau?

Das ist etwas schwierig, weil die Wege zwischen beiden Ländern lange Zeit weit und beschwerlich waren. Im 19. Jahrhundert hatten wir – wie Sie erwähnt haben

– das Herrscherhaus Oranien-Nassau. Doch es gibt nicht nur das Dreigestirn Lentz, Dicks, Rodange, das die Königs-Großherzöge auf ein literarisches Podest gestellt hat, sondern beispielsweise auch zwei Luxemburger Autoren, die hier aufgewachsen sind, das Land aber recht früh verlassen haben. Um 1800 war der Begriff der Heimat diffus, Nationalstaaten waren erst im Entstehen. Aber beide Autoren sind hier geboren und verstanden sich durchaus als Luxemburger. Der eine ist Auguste Clavareau und der andere Ludwig Marchand. Beide haben in den Niederlanden Karriere gemacht: Clavareau in den südlichen Niederlanden, wozu bis 1830/31 noch Belgien gehörte, Marchand vor allem in Utrecht. Die Entstehungsbedingungen für Literatur sind andere, wenn man aus den Niederlanden über die Oranier schreibt, als wenn man das aus dem fernen Luxemburg macht, also gewissermaßen an der Peripherie, was das agrarische Luxemburg bis weit ins 19. Jahrhundert auch tatsächlich war ...

Waren Clavareau und Marchand Koryphäen in den Niederlanden?

Nach Clavareau, den man hier vollkommen vergessen hat, ist in Maastricht, wo er über 40 Jahre gewirkt hat, eine Straße benannt. Marchand geriet auch in den Niederlanden in Vergessenheit, weil er relativ jung verstorben ist. Sein Werk ist aber trotzdem recht interessant. Der Ton seiner Gedichte ähnelt stark dem der nationalistischen Lyrik der Befreiungskriege. Heute denkt man natürlich: Oh Gott, wie konnte man so was schreiben? Aber im zeitlichen Kontext gesehen, hatten diese Kriegslieder, in denen er die abtrünnigen Belgier sozusagen zum Abschuss freigab, durchaus ihren Wert. Marchand schrieb auf Deutsch, was spannend ist, wenn man sich dann die Rezensionen anschaut. In den Niederlanden fielen die überwiegend positiv aus, auch weil Marchand, der Vollblut-Orangist, hinter dem niederländischen Thron stand, als Tierarzt im niederländischen Heer diente und im August 1831 am Zehn-Tage-Feld-

zug zur Niederschlagung der Belgischen Revolution teilnahm. In deutschen Blättern lastete man ihm hingegen sein etwas merkwürdiges Deutsch an.

Sein Luxemburger Deutsch?

Genau, er kreierte Wörter, die es im Deutschen gar nicht gibt. Das hielten die Rezensenten ihm vor. Clavareau hat übrigens ebenfalls nicht auf Niederländisch geschrieben, aber er hat niederländische Klassiker ins Französische übersetzt: Er wollte, dass nationalistische Dichter wie Bilderdijk, Tollens, Helmers, Feith und Van der Hoop auch in den südlichen Niederlanden, also in Belgien, bekannt wurden. Er sah sein Schreiben ganz bewusst als politische Propagandaarbeit, um so den französischsprachigen Süden fester an den niederländischen Norden zu binden. Seine Übersetzungen, bei denen es sich eher um Übertragungen handelt, haben zum Teil heute noch Geltung. Clavareau hat vorzüglich übersetzt.

te, schrieb auch über den *Feierwon* und übersetzte ihn sogar für seine niederländischen Leser. Das waren schon Freundschaften, also die zwischen Perk und Lentz. Lentz war zudem befreundet mit dem Historiker und Geografen P.H. Witkamp, der einiges über Luxemburg publizierte, und auch mit dem Gelehrten A.S. Kok, der seinen Gedichtband *Späss an Iérscht* rezensierte ... Freundschaften gab es im 19. Jahrhundert also durchaus.

Interessant ist im 20. Jahrhundert dann das Kapitel zu Nikolaus Welter, einem großen Namen der Luxemburger Literatur. Ich habe in Amsterdam einen Briefwechsel zwischen Nik Welter und dem Gelehrten, Schriftsteller und Übersetzer H.C. Muller auffinden können. Beide haben sich 1905 bei einem Dichterwettstreit in Köln kennengelernt. Das ist eine Korrespondenz, die sich über 22 Jahre zieht. Natürlich herrscht während des Ersten Weltkriegs dann Funkstille. Überraschend ist jedoch, dass nach dem Krieg wieder Anknüpfungspunkte gefunden wurden und diese Freundschaft, die sich auch in gegenseitigen Besuchen ausdrückte, wiederaufgenommen und fortgeführt wurde.

Gab es vor hundert Jahren schon ein „Networking“ über die Grenzen hinaus unter Schriftstellern?

Diese Kontinuitäten und Bemühungen gab es tatsächlich, sowohl im 19. Jahrhundert wie auch später. Ein Kapitel des Forschungsprojekts werden die Mondorfer Dichtertage sein, die relativ gut dokumentiert sind. Wir wissen von den Franzosen, die da waren, den Deutschen natürlich ... und die Luxemburger waren dazwischen, als Vermittler, zudem der eine oder andere Belgier, in jedem Fall aber auch die beiden Niederländer Willem Enzinck und Ben van Eysselsteijn. So entstanden Kontakte, beispielsweise zwischen van Eysselsteijn und Anise Koltz, die im Frühjahr 1963 auf seine Vermittlung hin in Den Haag las. Bei den Mondorfer Dichtertagen hatten wir ganz klar ein solches „Networking“.

Gab es das auch im 20. Jahrhundert? blieb Anise Koltz die einzige, die Verbindungen zu den Niederlanden hatte?

Von Roger Manderscheid wissen wir natürlich, dass einige seiner Hörspiele von deutschen Radiosendern gespielt wurden. Und es gab Rezensionen, die teilweise sehr positiv waren. *Die Glaswand*, die der *Deutschlandfunk* gesendet hatte, wurde auch ins Niederländische übersetzt und vom niederländischen Sender NCRV ausgestrahlt. Die Übersetzung stammt von der Autorin Elisabeth Augustin, einer deutschen Schriftstellerin mit jüdischem Familienhintergrund, die schon 1933 aus Nazi-Deutschland nach Amsterdam emigrierte und dann auch auf Niederländisch schrieb und veröffentlichte. Die absurden Elemente, die man in der *Glaswand* hat, fanden großen Anklang bei den Niederländern. Augustin übersetzte auch Manderscheids Hörspiele *Radiografie* und *Papiertiger* ins Niederländische, und beide Stücke wurden vom niederländischen Rundfunk gesendet.

Wann wird das Forschungsprojekt abgeschlossen sein? Und wie wird es präsentiert? Wird es eine Ausstellung im CNL geben?

Mit Prognosen sollte man vorsichtig sein, aber ich schätze mal, es braucht noch ein gutes Jahr. Es wird eine reich bebilderte Monografie werden – also kein Katalog. Eine Ausstellung ist demnach nicht vorgesehen, aber wir wollen die Erkenntnisse an verschiedenen Orten vorstellen: In Luxemburg sicherlich im CNL und vielleicht in der Nationalbibliothek, und wir planen, die Arbeit in den Niederlanden ebenfalls zu präsentieren, etwa in der Luxemburger Botschaft in Den Haag oder auch in Maastricht und Utrecht, den Wirkungsstätten von Clavareau und Marchand. ●

„De Feierwon wurde in den Niederlanden wirklich rezipiert. M.A. Perk, ein Pastor aus Amsterdam, übersetzte ihn. Das waren Freundschaften, also die zwischen Perk und Lentz“

Und wie sind „die literarischen Beziehungen“ zu Luxemburg entstanden? Waren das Freundschaften zu Luxemburger Autoren?

Es gibt Luxemburger Autoren, die sich auf Clavareau und Marchand beziehen. Bei Marchand sind die Bezüge eindeutiger. Er absolvierte in Luxemburg seine Schulzeit, war am Athenäum und gehörte zum Dichterbund Polyhymnia um den Deutschlehrer Heinrich Stammer. Dadurch hatte Marchand auch tatsächlich Beziehungen zu Stammer-Schülern wie Victor Klein oder Franz Pergameni.

Welchen Zeitraum untersuchen Sie?

Ab 1800/1815. Ursprünglich war die Recherche auf den Zeitraum bis 2015 angelegt, aber das habe ich mittlerweile revidiert. Ich glaube, man braucht eine zeitlich größere Distanz zum Untersuchungsgegenstand, um Kontinuitäten ausmachen und sie in einen größeren Kontext einordnen zu können. Die Arbeit endet deshalb in den 1960er/1970er Jahren, es sind also rund 150 Jahre, die beleuchtet werden.

Gab es durchgehend Freundschaften unter Literaten? Oder gab es während der beiden Weltkriege auch Brüche?

Ein Beispiel für das 19. Jahrhundert ist Michel Lentz’ *Feierwon*. Was erstaunlich und wenig bekannt ist: *De Feierwon* wurde in den Niederlanden wirklich rezipiert. M.A. Perk etwa, ein niederländischer Pastor aus Amsterdam, der mehrmals in Luxemburg war und den Reiseführer *Schetsen uit Luxemburg* (Skizzen aus Luxemburg) verfass-

DISCOVER THE PEOPLE BEHIND THE SCIENCE

DISCOVER THE STORIES OF YOUNG RESEARCHERS

DISCOVER GROUND-BREAKING SCIENCE MADE IN LUXEMBOURG

DISCOVER

RESEARCH WITH IMPACT

250 INTERVIEWS, FEATURES & VIDEOS

www.fnr.lu/highlights

www.fnr.lu

Fonds National de la Recherche Luxembourg